

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. [illegible] Bibliothek,

Gedichte

von

Hermann Marggraff.

Gedichte

von

Hermann Marggraff.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1857.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Vorwort.

Es ist im Allgemeinen nicht Brauch, zu Gedichten ein Vorwort zu schreiben, und wenn man eins schreibt, so geschieht dies in der Regel in Versen. Ich habe jedoch Einiges zu sagen, was sich nicht wol eignet, in Versen gesagt zu werden. Ich darf nämlich annehmen, daß ich dem größern Theile des Publicums zumeist als kritischer Autor bekannt bin, und ich muß mich darauf gefaßt machen, der Frage zu begegnen, wie ein kritischer Stechapfel dazu komme, unter den Veilchen, Rosen und Tulpen der Lyrik einen Platz einnehmen zu wollen.

Aber meine Ansprüche als Lyriker wie als Dramatiker sind von älterm Datum, wie diejenigen als Kritiker. Schon im Jahre 1830 erschien in Zerbst eine Gedichtsammlung von mir in Gemein=

schaft mit meinem Bruder Rudolf, gegenwärtig Professor in München. Obgleich von der Kritik im Ganzen freundlich und wohlwollend aufgenommen, konnte diese durch keine andern literarischen Ansprüche irgendwelcher Art unterstützte Sammlung nur Wenigen bekannt werden. Unter den Eindrücken der politischen Ereignisse des Jahres 1830 mußten wol die lyrischen Erstlingserzeugnisse zweier in gänzlicher Verborgenheit lebender sehr junger Dichter ziemlich spurlos vorübergehen, zumal da, wie dies wol nicht anders sein konnte, die Mehrzahl derselben alle Kennzeichen jugendlicher Unreife trug. Erst die harte und rauhe Schule des Lebens, gründlichere ästhetische Studien und fortgesetzte Uebung in den technischen Hülfsmitteln zeitigen den Dichter. Jene Veröffentlichung war, was wenigstens mich betrifft, etwas vorschnell, obschon ich sie aus verschiedenen Gründen nicht bereue. Dennoch ist sie in manchen Literaturgeschichten wenigstens als existirend angeführt, ein und das andere Gedicht auch in Anthologien übergegangen. Da nun einmal wenigstens die Existenz jener Gedichtsammlung den Lesern von Literaturgeschichten und den Kennern der Literatur überhaupt bekannt ist, so wird man es nur natür-

lich finden, wenn in mir der Wunsch entstand, ihnen eine im Ganzen reifere Sammlung meiner Gedichte in die Hände zu geben, damit sie, zu diesem oder jenem Zwecke nach der ältern von 1830 greifend, nicht einen gar zu unvortheilhaften oder mangelhaften Begriff von meinen poetischen Fähigkeiten bekommen möchten.

Indeß gesellte sich, ich will es nicht in Abrede stellen, diesem Wunsche auch die Hoffnung, daß ich den Freunden lyrischer Poesie keine unwillkommene Gabe mit dieser Sammlung darbringen möchte. Obschon ich niemals Dichter von Profession gewesen (was sich schon aus dem Umstande ergeben dürfte, daß ich, um es nicht zu werden, der unter nicht ganz ungünstigen Zeichen begonnenen dramatischen Production vollkommen entsagte und überhaupt von 1841—56 keine Dichtung in Form eines Buches erscheinen ließ), so war doch in den 26 Jahren seit dem Erscheinen meiner ersten Sammlung unter Anregungen von mancherlei Art eine Reihe lyrischer Ergüsse entstanden, die zusammen einen ziemlich starken Vorrath von Manuscript darstellten. Hieraus das Bessere in zum Theil gefeilterer Form auszuwählen und mit dem Bessern der frühern Sammlung vereinigt herauszugeben, fühlte ich mich

um so mehr ermuntert, da eine nicht geringe Anzahl der neuern, in Zeitschriften und Almanachen zerstreut abgedruckten Gedichte gerade in den drei letzten Jahren von Gedichtsammlern in ihre Anthologien aufgenommen und zum Theil auch ins Englische (siehe die Anmerkungen am Schlusse der Sammlung) übersetzt worden sind.

Eine Gedichtsammlung wie diese will und kann ihrer Natur und ihrem Wesen nach keinen Anspruch darauf machen, eine eigentliche Mustersammlung zu sein. Im Ganzen aber glaube ich bei der Auswahl ziemlich streng zu Werke gegangen zu sein. Aus den 140 Gedichten z. B., welche die Sammlung von 1830 von mir enthielt, habe ich in die gegenwärtig vorliegende nur 45 — die Balladen darunter zum Theil sehr geändert — als Proben meiner lyrischen Werdeperiode hinübergenommen. Manche dieser wie der spätern Gedichte werden sich zwar dem Standpunkt der höhern Kritik gegenüber nicht wol behaupten können, indeß gehört es ja wol zu den Vorrechten solcher Sammlungen, zugleich auch ein individuelles Bild des Dichters, gewissermaßen sein poetisches curriculum vitae zu geben. Ueber die Aufnahme mancher Stücke entscheidet dann häufig irgend ein äußerer besonderer Umstand, und viel-

leicht würde ich bei meiner jetzigen Anschauung von Leben und Poesie ein so düsteres Gedicht wie „Verwesung“ nicht aufgenommen haben, wenn es nicht, nach seinem Erscheinen im „Norddeutschen Frühlingsalmanach“, ein Lieblingsgedicht des verstorbenen Dichters Heinrich Stieglitz geworden wäre, der es auf den berliner Kirchhöfen las, um sich, seiner Gewohnheit nach, in die rechte Kirchhofsstimmung zu versetzen. So treffen Stimmungen, die dem Dichter selbst später als zu individuell erscheinen, nicht selten auf verwandte Gemüther, bei denen sie eben solchen Anklang finden, als andere sich von ihnen abgestoßen fühlen mögen.

Den politischen Gedichten habe ich die Aufnahme nicht verweigern wollen, weil ich nicht zu Denen gehören mag, die sich ihrer frühern politischen Gesinnung schämen oder es doch nicht für gerathen halten, damit in unserer Zeit hervorzutreten und daher Gedichte, worin sie denselben Ausdruck gaben, zu unterdrücken vorziehen. Ich halte die politische Poesie so berechtigt wie jede andere, und es freut mich, daß es doch noch Kritiker gibt, die, wie Rudolf Gottschall, derselben Ansicht sind. Manche der unter dieser Rubrik mitgetheilten Gedichte gehören vielleicht einem auch von mir „überwundenen Stand-

punkt" an, aber doch waren sie vielleicht für ihre Zeit charakteristisch und wohlberechtigt. Wenn man auch in unsern Tagen, nachdem die politischen Extreme sich fast nur fähig gezeigt haben Verwirrung anzurichten, sich eher gestimmt fühlen möchte, ein Loblied auf die goldene Mittelstraße anzustimmen, so hatte ein Gedicht wie das „Lied von der rechten Mitte" doch wol seine zeitgemäße Bedeutung, wenn man sich erinnert, daß das berüchtigte juste milieu weder eine rechte Mitte noch eine rechte Mitte war. Und ähnlich dürfte es sich auch mit manchen andern in diese Sammlung aufgenommenen politischen Gedichten verhalten.

Gohlis bei Leipzig, im October 1856.

Hermann Marggraff.

Inhalt.

Die mit einem * bezeichneten Gedichte sind, zum Theil in veränderter Form, aus der Gedichtsammlung von 1830 entlehnt.

Seite

Dritte Gruppe.

Jugendleid und Jugendlust.

Seite

Vierte Gruppe.

Durch Kampf zum Frieden!

Seite

Fünfte Gruppe.

Zeitgeschichtliches.

Seite

Sechste Gruppe.
Zum Cultus des Genius.



Erste Gruppe.

Balladen, Sagen, Phantasiebilder.

Das Todtenfest von Thirlestane.

1. Die Herrin und der Pfeifer.

Sie lehnt' am Fenstergesims und kühlte
Mit feuchtem Luftstrom der Nebelnacht,
Der in dem schwarzen Gelock ihr wühlte,
Die Wangen, so brennend angefacht —
Die Herrin von Thirlestane.

„Wo bleibt", so spricht sie, „der Pfeifer des Hauses,
Den ich heut Abend zu mir beschied?
Aufspielend zu den Freuden des Schmauses,
Vergißt er, so scheint es, bei Wein und Lied
Die Herrin von Thirlestane."

Da schüttert durch die gewölbte Halle
Ein dumpfer gewichtiger Männerschritt;
Die Wand erdröhnt vom mächtigen Schalle,
Es dröhnt das Herz, das klopfende, mit,
Der Herrin von Thirlestane.

Die Augen vom Dunst des Meths geschwollen,
Tritt er ins Gemach der Herrin ein.
Er spricht: „Was kann dein Begehr und Wollen
Zu so später nächtlicher Stunde sein,
O Herrin von Thirlestane?“

Sie blickt ins lauernde Aug' ihm lauernd
Und legt die Hand auf die Schulter ihm;
Sie spricht, im eignen Herzen schauernd,
Mit fliegender Hast und Umgestüm —
Die Herrin von Thirlestane:

„Ich habe stets und immer aufs neue
Vertraun und Glauben auf dich gesetzt;
Auch warst du treu — wenn nicht aus Treue,
Doch um klingenden Lohn — John Lally, bis jetzt
Der Herrin von Thirlestane!“

Er legt die Hände, die geballten,
Auf seine Brust und spricht zu ihr:
„Magst du nach Belieben mit mir schalten!
Was du mir besiehlst, vollführ' ich dir,
O Herrin von Thirlestane!

Und wenn ein Mord, und wenn der Kerker“ —
Sie winkt ihm zu schweigen und zieht alsdann
In ihres Gemaches düstern Erker
Den Pfeifer, den schlauen, zu sich heran —
Die Herrin von Thirlestane.

Es saust der Wind in den alten Rüstern,
Der Mond so trüb in das Fenster blickt.
Sie neigt sich zu ihm mit leisem Flüstern,
Bei dem sie selbst im Geheimen erschrickt –
Die Herrin von Thirlestane.

Sie reicht ihm einen Beutel mit Golde,
John Lally nimmt ihn und spricht im Gehn:
„Was du mir gebeutst, du Hehre, du Holde
Das soll nach deinen Wünschen geschehn –
O Herrin von Thirlestane!“

Sie wankt dahin, wo, ein goldnes Kettlein
Um seinen rosigen Hals geschmiegt,
Ihr junges Knäbchen Arthur im Bettlein
Süß schlafend und freundlich träumend liegt –
Die Herrin von Thirlestane.

Sie schleicht heran auf seidenen Socken,
Daß sie den Schläfer, den kleinen nicht stört,
Sie legt ihm die Hand auf die goldenen Locken,
Und durch die Zähne murmelnd schwört
Die Herrin von Thirlestane:

„Dem stolzen Edward, der Güter Erben,
Den das erste Weib deines Vaters gebar,
Ich schwör' ihm Tod, ich schwör' ihm Verderben,
Ich schwör's ihm hier auf dein Haupt und Haar –
Ich, Herrin von Thirlestane!“

2. Sir Robert.

Am eichnen Tisch im Rittersaal
Sir Robert, Häuptling des Geschlechts,
Beim Frühtrunk sitzt und üpp'gem Mahl,
Die Würfel links, den Becher rechts.
Das saft'ge Lendenstück zerschnitt
Sir Robert, als mit Schweiß bedeckt
Und staubbefleckt
Ein Bote rasch ins Zimmer tritt.

„Herr, traur'ge Kunde!“ — „Bah, was ist's?
Starb mir ein Hund? Starb meine Frau?
Ein Roß, vom Bruch des Widerrists?
Ein Jägerbursch vom Zahn der Sau?“
Der Diener stottert bang hervor:
„Nicht Roß, nicht Hund — der junge Laird —“
Vom Sessel fährt
Sir Robert ahnungsvoll empor.

„Der junge Laird?“ — „Herr, o verzeiht!
Es muß ja sein: man bringt ihn — todt!
Er ist dahin — welch Herzeleid!
Und kurz vorher gesund und roth!“
Sir Robert preßt die Lippen ein,
Sein Auge glüht wie Feuerbrand;
Doch hält er Stand,
Er steht so starr und fest wie Stein.

„Mein Edward! — O, ein böser Gast
Solch schneller Tod! — Das junge Blut,
Und schon dahin! Ich bin gefaßt! —
Doch wehe dann der bösen Brut! —
Erzähle, Bursch, und stärke dich,
Nimm einen Schluck vom Weine da!
Sprich, wie's geschah;
Du zitterst ja viel mehr als ich!"

Der Bote streichelt sich den Bart
Und trinkt den vollen Becher leer,
Er räuspert sich nach Botenart,
Und dann beginnt er seine Mär',
Indeß der Freiherr, trotzig wild,
Den Becher mit den Händen preßt,
So starr und fest,
Daß Blut ihm aus den Nägeln quillt.

„Die neue Burg", der Bote spricht,
„Stand endlich da in aller Pracht.
Der junge Herr nach seiner Pflicht
Hat Trink- und Denkspruch ausgebracht,
Ein Hoch dem Meister Zimmermann,
Dem Meister Maurer seinen Dank,
Und dabei trank
Er Schluck auf Schluck als echter Mann.

Auch noch beim Tanze schwang er sich
Mit mancher Dirn flink im Kreis;

Doch welch ein Schreck, als er erblich!
Ja, Herr, er wurde kreideweiß!
So plötzlich kam's — sein Leib schwoll auf,
Ein Zittern faßt' ihn — welche Noth!
Bald war er todt —
In einer kurzen Stunde Lauf!"

In Grimm und Zorn der Freiherr fragt:
„Wer war's, der ihm den Trank gereicht?" —
„John Lally, Herr!" der Bursche sagt,
Indem er scheu zurückeweicht:
„Und wunderbar! John stahl sich fort
Gleich nach der lust'gen Festlichkeit,
Und weit und breit
Sah man ihn nicht mehr — auf mein Wort!"

Sir Robert murmelt vor sich hin:
„Der Pfeifer reicht' ihm den Pokal,
Der Pfeifer floh mit dem Gewinn
Für seine That, die sie befahl.
Die Sünderin so schlau und fein —
Verrechnet haben soll sie sich!"
Der Bote schlich
Sich fort. Sir Robert war allein.

3. Das Todtenfest.

Auf der Wiese der Burg — wie dreht sich der Tanz!
Wie jubelt's und wirbelt's! Wie weht der Kranz
Von den Häuptern der üppigen Dirnen!
Das Herz klopft unter dem Mieder wild;
Der Dudelsack und die Pfeife schrillt —
Sie tanzen, daß Tropfen auf Tropfen quillt
Von ihren gerötheten Stirnen.

Von edlem Wildpret und saftigem Rind
Auf dem weiten Anger die Tische sind
Zum Brechen beschwert und belastet.
Die Fässer stehen in langen Reih'n,
Gefüllt mit köstlichem welschen Wein;
Selbst den Boden schlägt man den Fässern ein —
Ein Thor, der noch darbt und schmachtet!

Halb Schottland strömte zum Feste daher;
Es kommt, es geht, es wogt wie ein Meer
Von Menschen, Welle auf Welle.
Ein Jahr schon dauert das Festgelag
Zu Ehren Edward's, der längst schon lag
In einem silbernen Sarkophag
In der tiefen Gruft der Kapelle.

Der Freiherr mischt sich ins Menschengewirr;
Seine Lippe zuckte, sein Blick war irr,
Doch tapfer sang er und trank er.

„Ihr Burschen von Schottland“, rief er, „beweist,
Was lustig leben und trinken heißt,
Ja trinken, ihr Bursche, trinken zumeist“ —
Sie stammelten ihm ihren Dank her.

„Und“, sprach er, „was fehlt noch meinem Glück?
Heraus muß das letzte Kupferstück,
Bis Alles verthan und verpraßt ist!
Geborgt ist der Sarg, verpfändet das Schloß,
Verkauft aus dem Marstall mein letztes Roß,
Bezahlt noch Keiner vom Dienertroß —
Das wisse, wer heute mein Gast ist!

Noch heut und morgen — dann ist es aus
Mit Trank und Spiel, mit Gesang und Schmaus,
Dann streun auf das Haupt wir uns Asche!
Dann bin ich ein echter Bettelmann
Wie mancher von euch! Drum drauf und dran!
Es zeche Jeder so gut er kann,
Und leere mir Tasche und Flasche!“

So schwelgt der Baron, so vergeudet er wild
Sein Gut, seine Habe, sein Wappenschild,
Indeß, vom Dunkel umnachtet,
Im tiefsten Verließ bei ärmlicher Kost,
Hinter eisernen Thüren voll Moder und Rost,
In Hunger, Elend und Fieberfrost?
Die Gattin, die Mörderin, schmachtet.

Durch des Gitterfensters enges Rund
Dringt tief in des Thurmes schwarzen Schlund
Das wüste Gelärm und Gebrause.
Ihr Geist ist stumpf, matt wallt ihr Blut,
Erloschen ist ihrer Augen Glut;
Doch ahnt sie, daß man das Herrengut
Da oben verpraff' und verschmause.

Da plötzlich wird es so todtenstumm,
In den Angeln dreht sich die Thüre um —
Man naht sich auf steinerner Treppe
Der bangenden Frau durch die Dunkelheit,
In der sie geschmachtet so lange Zeit,
Man reißt und zerrt sie an ihrem Kleid
Und an des Kleides Schleppe.

Von Männern, bewaffnet mit Schwert und Spieß,
Wird sie aus dem modrigen Burgverließ
Heraufgebracht an die Helle.
Mit höflichem Wort, doch im Lächeln Hohn,
In der rechten Hand den jüngsten Sohn,
Begrüßt der nun verarmte Baron
Die Frau an des Burghofs Schwelle.

„Mylady!“ ruft er, „das Glück ist Wind!
Empfangt hier Arthur, das Bettelkind,
Daß der Herrgott ihn nähr' und schütze!

Ich bin nun so arm wie er und Ihr!
Drum seht Ihr mich mit dem Bettelsack hier,
Sammt dem Knotenstock, zwar nicht zur Zier,
Doch dient er dem Bettler zur Stütze.

Wir ziehen nun in die Welt hinaus,
Ich rechts, Ihr links aus dem Herrenhaus,
Wir schleichen uns fort verstohlen.
Getränk — wer böt' es so frisch wie der Bach?
Ein Strauch — wo wüßt Ihr ein schönres Gemach?
Der Himmel — wo gäb' es ein festeres Dach? —
Mylady! Nun Gott befohlen!"

O'Neal.

Gen Westen geht der Flotte Lauf —
Hoiho! — nach Irlands Küste.
Gelehnt auf seines Schwertes Knauf,
Wie eine erzne Büste,
Steht vorn auf seines Schiffes Kiel,
Mit scharfem Blick, der Held O'Neal.

Verheißen ist das Uferland
Dem, der den Küstenstreifen
Zuerst mit seiner Eisenhand
Das Glück hat zu ergreifen.
„Schnellsegler ist mein muntrer Kiel,
Gelingen wird's!" so spricht O'Neal

Bald tritt in Sicht das üpp'ge Land,
Ein Saum von grünen Hügeln.
Der Flotte Segel sind gespannt
Gleich breiten Schwanenflügeln.
Entgegen dem ersehnten Ziel
Wettfährt das Heer — voran O'Neal.

Er nimmt das Ruder selbst zur Hand
Und schlägt damit die Welle;
Stets näher fliegt dem grünen Strand
Das Schiff mit Sturmesschnelle.
Da plötzlich bricht des Ruders Stiel —
Doch ohne Zagen steht O'Neal.

Zwar hängt wie angelöthet fast
Das Schiff an einer Klippe,
Und nah schon folgt in wilder Hast
Die ganze Heldensippe.
„Ein Schelm verzagt, nicht ich! Das Ziel
Erfassen werd' ich's!“ spricht O'Neal.

Rasch haut er ab die linke Hand
Sich mit des Schwertes Schärfe.
„Wie nun? Wenn ich sie nach dem Strand
Mit vollen Kräften werfe?
Vielleicht erreicht sie doch das Ziel!“
Er spricht's, er wirft, der Held O'Neal.

Die Hand in weitem Bogen fliegt
Weithin nach Irlands Strande,
Und wie sie nun am Ufer liegt,
Krallt sie sich fest im Sande.
„Recht so! Halt' sicher nun das Ziel!“
Ruft stolz und froh der Held O'Neal.

Die Königin von Ganore.

I.

Witwe war die Kön'gin von Ganore,
Drohend steht vor ihrer Veste Thore
Trotzig des gefallnen Königs Gegner,
Zwar nicht Sieger, doch auch nicht Erlegner.

Weit erglänzt ein Meer von Lanzenspitzen,
Die im Sonnenbrand wie Flämmchen blitzen,
Und gewoben aus dem feinsten Linnen
Prangt des Chanes Zelthaus mitten innen.

Niemand zählt die fleischigen Kolosse
Stolzer Elefanten, noch die Rosse;
Niemand zählt die Horden dieser Hindus,
Aufgethürmt vom Ganges und vom Indus.

Wie von buntgefleckter Riesenschlange
Eng umringelt wird das Thier, das bange
Keucht und stöhnt und sich in Qualen windet
Und noch kaum die Kraft zum Athmen findet:

So die Stadt in odemloser Stille
Bange ruht, umrast von dem Gebrülle
Hitz'ger Krieger, die zum Schlangenleibe
Sich gereiht, entgegen einem Weibe.

Doch im morgenlichten Rosenglanze,
Wer erscheint dort auf der Zinnen Kranze?
Ist's ein Weib? Ist's eine Göttin? Blitze
Schießt ihr Aug' aus seinem Herrschersitze.

Auf der Füße zarten Säulen schwebt sie,
Ihrer Augen Feuerbrand erhebt sie,
Ihrem Leib den Rosenduft entwebt sie,
Gleich des heil'gen Stromes Flut erbebt sie.

Wie ein Morgenwölkchen in die Lüfte,
Flattern Schleier um die stolze Hüfte;
Unter'm zarten Mousseline schwellen
Rosenhügel aus des Blutes Quellen.

Und der Chan, die Königin erschauend,
Hebt das Aug', in sel'ger Liebe thauend,
Auf zu ihr, die auf der Zinne Rücken
Sich vom Morgenwinde läßt erquicken.

Und durch seine Glieder fühlt er dringen
Wollustschauer und ein süß Verschlingen
Liebender Gefühle, wie im Schatten
Blühnder Lotos sich die Schwäne gatten.

Als ihm liebend so das Herz entglommen,
Läßt er seiner Diener Scharen kommen,
Mit den reichsten Gaben in den Händen
An die Kön'gin-Witwe sie zu senden.

So beauftragt läßt er sie enteilen:
Ob die edle Fürstin wolle theilen
Thron und Reich mit ihm und Frieden geben
Ihrem Volk, und Leben seinem Leben.

Und sie sammelt baldig und am bäldsten
Rings um sich die Alten und die Aeltsten:
Ob noch Kraft und Muth sei in den Adern
Ihres Volkes, mit dem Feind zu hadern.

Sprach der Eine mit verhaltner Thräne:
„Viele sah ich auf dem Markt die Zähne
In das eigne Fleisch vor Hunger schlagen,
Mütter an des Söhnleins Knochen nagen."

Sprach der Andre: „Auf dem Bauche schleichen,
Wie die Schlangen, giftgeschwollne Seuchen
Sacht von Haus zu Haus, nach Beute leckend,
Stärkste wie die Schwächsten niederstreckend."

Sprach der Dritte zögernd: „Trotz zu bieten,
Stehn die Mauern nur; der Jugend Blüten
Sind gebrochen von der Feldschlacht Stürmen,
Greise nur sind Hüter auf den Thürmen."

Sprach die Königin mit trüber Miene
Und verhüllt das Haupt im Mousseline:
„Sei's! den Ueberrest des Volks zu retten,
Will ich meinen Leib der Schmach verketten!"

II.

Trommeln grollen dumpf und Pfeifen schallen,
Kreischend, fast wie schmerzlich, durch die Hallen.
Bajaderen ihre Glieder schwingen
Um der Füße Pol in Tanzesringen.

Nun vermählt die Kön'gin mit dem Chane,
Dem verhaßten, sitzt auf dem Altane.
Wie der Tod um ihre Lippen zittert,
Und der Zorn in ihrem Blick gewittert!

Plötzlich zerrt der Chan an seinem Kleide,
Reißt herab den Ueberwurf von Seide,
Reißt am Unterkleid, von Wuth gerüttelt,
Und der Turban liegt vom Haupt geschüttelt.

Um die Augen malt das Blut ihn bunter,
Trübe wird sein Blick, der sonst so munter;
Runzeln wild sich durch sein Antlitz ringeln,
Schlangen ähnlich, die im Grase züngeln.

Allen Göttern und Dämonen flucht er,
Abzuzerren sein Gewand versucht er;
Doch am Körper hängen ihm wie Bande,
Auf den Knochen schneidend, die Gewande.

„Deine Müh' umsonst!“ ruft sie. „Verloren! —
Bei der Göttin Kali ist's geschworen,
Dich, der Schmach mir anthat, zu verderben,
Und im reinen Witwenthum zu sterben!

Deine Müh' umsonst! — Mit Schlangensäften
Ist dein Kleid getränkt, mit gift'gen Kräften.
Deine Müh' umsonst! Umsonst dein Ringen!
Möge Naraka dich niederschlingen!“

Und sie eilt zu des Altanes Rande,
Liegt entseelt am heil'gen Gangesstrande,
Vom Gespinnst des Lotos zart umgittert,
Von des Lotos Blütenstaub umzittert.

Giaffar.

Wo in Reihen dort Kameele
Ihre langen Hälse strecken,
Und mit dürrer trockner Zunge
An dem magern Salzquell lecken,
Stehn der Beduinen Zelte;
Kenntlich zeichnet eins sich aus,
Von Kameelhaar leicht gewoben,
Als des Emirs flücht'ges Haus.

Einen bärt'gen Alten sieht man
Drinnen auf dem Teppich sitzen.
Wie die Wimper zuckt, die Augen,
Stechend und unheimlich blitzen!
Wie er seiner Stimme mürr'schen
Und doch lauten Ton erhebt,
Während vor dem Greis ein Jüngling
Steht und vor der Stimme bebt!

„Sahst du wol, den ich verfluche
Als verhaßten Stammes Sprossen,
Daß ich, spannt' ich erst den Bogen,
Je gespart mit den Geschossen?
Daß der Pfeil, der abgeschnellte,
Je verfehlt das ferne Ziel?
Jüngling, wahre dich, zum Ernste
Wird der Worte drohend Spiel.

Ha, Vermess'ner! Meine Tochter
Mit den Augen der Gazelle,
Deren Glieder zitternd wallen
Wie des lautern Flusses Welle,
Während gleich der schlanken Palme
Wächst im Ebenmaß der Leib —
Nimmer, Sohn von Feindesstamme,
Nimmer nennst du sie dein Weib!“

Wie der Wandrer vor des Löwen
Starren Blicken muß erbeben,
Bebt der Jüngling, kaum vom Boden
Wagt er seinen Fuß zu heben;
Wie das Wild in brand'ger Wüste
Vor des Leu'n Gebrüll erschrickt,
Hat er sich zur Flucht, der schnellen,
Zögernd endlich angeschickt.

Eine rothgeglühte Kugel
Sinkt bereits die Sonnenleuchte

Und versprüht die letzten Strahlen,
Während schon des Thaues Feuchte
Rings auf dünne Pflanzenstrecken
Sich erquickend niedersenkt
Und gleich diamantnem Staube
Sich um Dorn und Distel hängt.

Plötzlich aus der Lagerstätte
Rings umhügelt hohlem Kessel
Stürmt ein Roß ohn' Zaum und Sattel
Und entbunden jeder Fessel.
Zwei auf Einem Rosse reiten
— Wahrlich ein verwegner Ritt! —
Und der Sand, durch den sie sprengen,
Zieht in dichten Wolken mit.

Weiche Glieder, welche quellen
Gleich der Frucht aus üpp'gem Laube,
Schmiegen sich, wie ans Geländer
Schlanke Reb' und volle Traube,
Um des vielgeliebten Jünglings
Braunen, männlich stolzen Leib;
Flucht ist Sieg hier; und es haben
Sich gefunden Mann und Weib.

Und der Emir, aus dem Schlafe
Von den Wächtern aufgerüttelt,
Wie er denkend kreuzt die Arme,
Wie er Kopf- und Barthaar schüttelt!

Nach der Lieblingsstute ruft er,
Die von funfzig Ahnen stammt,
Deren Leib sich wie die Gerte
Biegt und deren Auge flammt.

„Greis! die Lieblingsstute hat er
Zu der Tochter dir genommen,
Doch zurück ließ er den Hengst dir,
Auf dem er hier angekommen.“
Als der Diener dies gesprochen,
Fährt der Alte auf vor Qual.
„Der verhaßte Fremdling“, ruft er,
„Traf wol doppelt gute Wahl.

Pferd und Tochter! und zum Spotte
Läßt er mir zurück sein Füllen,
Voller Mäkel, voll Gebrechen,
Schleichend gleich den Krokodillen,
Welches böse Zukunftzeichen
Rings an Brust und Stirne weist,
Mäler, welche des Propheten
Lehre Unheil kündend heißt.

Hätt' ich zwanzig Töchter, alle
Gäb' ich hin um meine Stute,
Deren Adern flüssig strömten
Voll von Feuer, nicht von Blute,
Die im Wettlauf oft gerungen
Mit der Wüste raschem Wind,

Die der flüchtigen Gazelle
Selbst den Vorsprung abgewinnt.“

Und den fremden Hengst besteigt er,
Fast wie nur zu Scherz und Possen;
Aber gleich dem Samum stürmisch
Ist der Renner hingeschossen.
Der verhaßte Hengst, wie braust er —
Fühlt er, daß man ihn verhöhnt? —
Kaum zu zählen sind die Züge
Seines Athems, wenn er stöhnt.

Weit voraus den Dienern trägt er,
Wirbelwindes Gegenstreiter,
Ueber scharfe Stein' und Kiesel
Den erstaunt erzürnten Reiter,
Und der rothe Sand der Wüste
Und des Grases spitz'ges Haar
Zeugen kaum in Hufschlagspuren,
Daß darauf getreten war.

Ueber Aloëgestäude,
Ueber abgedorrte Disteln,
Die im kieselreichen Boden
Und entbrannten Sande nisteln,
Streift der Hengst mit Vogelschnelle;
Kaum berührt er noch den Grund,
Nicht die Pflanzen, noch die Erde,
Drunter kochend, schlägt er wund.

Ist das eine leichte Wolke
Dort am Saum des Horizontes?
Ist's ein Staubgemisch, ein flüchtig
Aufgewühltes, leicht besonntes?
Hat das Roß doch unermüdet
Schon die ganze Nacht durchstürmt;
Im Gefilde glüht die Sonne,
Wo nicht Busch noch Palmbaum schirmt.

Und des Zügels nicht mehr mächtig
Schwankt der Alte; schon erbleicht er,
Und das Paar, das vor ihm flücht'ge,
Mit dem Speere fast erreicht er;
Sieh! da greift er nach dem Spieße,
Hat mit seiner letzten Kraft
Auf die eigne Lieblingsstute
Wild geschleudert seinen Schaft.

Auf dem Boden blutig ächzend
Liegt das Roß, das stolz entstammte,
Dessen Leib sich wie die Gerte
Bog und dessen Auge flammte,
Wendet schmerzlich auf den Emir
Seinen halb erloschnen Blick,
Hebt den Nacken stolz noch einmal —
Und verblutend sinkt's zurück.

„Nimmer“, ruft der graue Häuptling,
„Soll man in den künft'gen Tagen

Von dem Lieblingsroß Giaffar's
Diese schlimme Kunde sagen:
Daß es sich von einem Hengste
Fremden Stamms besiegen ließ:
Eh' ich's eingeholet, hab' ich
Es gerafft mit blut'gem Spieß.

Aber du, den ich verfolgte,
Laß mir deinen Hengst, den Renner,
Den verhöhnten, der mit bösen
Mälern hat getäuscht den Kenner.
Sprich! Wer weiß wie ich zu glätten
Deinen Hengst, der Hengste Preis?
Nimm die Tochter, die zur Nachtzeit
Selbst sich glatt zu machen weiß!"

König Hake.

Wie klangen die Schwerter bei Friryswall
König Hake's und seiner Genossen all!

Wie tobt' ineinander der Heere Wuth
Und foderte Blut und zahlte mit Blut!

Gleich Heklas Flamme, die meerwärts schäumt,
Daß das Meer im Zorn sich entgegenbäumt;

Wenn in solcher Feuer- und Wasserschlacht
Bald die eine weicht, bald die andre Macht.

Bis spät der König verwundet war,
Und zur Flucht sich wandte der Freunde Schar.

Da rief der König zu sich heran
Den Rest der Seinen und sprach alsdann:

„Nun wird mich der Meinen keiner begraben,
Die Feinde werden die Leiche haben;

Sie werden sie werfen auf die Straße,
Den Menschen zum Spott, den Geiern zum Fraße.

Bringt mich zu Schiff mit den Leichen allen
Der Helden, die neben und mit mir gefallen.

Dann sollt ihr das Schiff mit Fackeln entzünden
Und preis es geben den Wellen und Winden,

Daß nicht dem Feind mein Leichnam verbleibe
Und er sein Gespött noch mit ihm treibe."

Der König im brennenden Schiffe stand,
Die Flamme leckt' ihm Haar und Gewand;

Die Flamme leckt' ihm Kinn und Bart,
So stand er den todten Helden geschart;

So stand er, bis er in Rauch und Glut
Mit dem Wrack versank in der dunkeln Flut.

Claus Störtebeker.

I.

Das war Claus Störtebeker, von dem man singt und sagt,
Der in der Meeresrunde die Kaufherrn arg geplagt,
Vor dessen bloßem Namen erschrak die Handelsgilde
Von Hamburg bis nach Weimar, von Bremen bis Roeskilde.

Wenn sich am fernen Seerand ein Wimpel blicken ließ,
Sein Lieblingsschiff, das schlanke, flugs auf die Beute stieß.
Die Segel ausgebreitet, gleich Schwingen eines Aares —
So brach es durch die Wogen; ein Flug, kein Rudern
war es.

Zumal den bremer Herren hat er mit seiner Yacht,
Stets kampf- und beutelustig, geliefert manche Schlacht.
Wie oft erscholl der Angstruf: „Er kommt mit frischer
Brise —
Wer rettet uns? Wer schützt uns? — Er kommt, der kühne
Friese!"

Zwar saßen oft beisammen und riethen her und hin
Der Stadt gestrenge Väter mit grundgelahrtem Sinn,
Wie man bequem ihn finge, den Mann von grausem
Namen —
Doch gingen sie vom Rathhaus nicht klüger als sie kamen.

Da flog des einen Tages die Kunde durch die Stadt:
Des Störtebeker's Fahrzeug liegt draußen auf der Watt;
Es fuhr sich fest im Meersand; der Sturm hat es ver-
schlagen,
Die Ebbe kam, nun mangelt die Flut, es wegzutragen.

Da ward es klar den Herren: wenn es nur liegen bleibt,
Wenn nur der Wind nicht umsetzt und es von dannen treibt,
So hätten wir sein Schiff ja, vielleicht mit Raub be-
laden —
Dann käme doch ein wenig die Stadt zu ihrem Schaden.

Wie in bedrängten Zeiten gemeiner Landesnoth
Ward in das Feld gerufen der Bürger Aufgebot;
Das zog zur Nacht, gerüstet mit Waffen aller Sorten,
Mit Schwertern, Aexten, Spießen hinaus aus Bremens
Pforten.

Im feuchten Morgennebel, durch den der Nordwind pfiff,
Von Furcht und Frost geschüttelt, umstellten sie das Schiff.
Wol wich aus mancher Wange des Blutes letzter Tropfen,
In mancher Brust vernahm man des Herzens banges
Klopfen.

Sie stehen still und horchen, sie fürchten Clausens Faust;
Kein Laut ertönt im Schiffe — nur fern die Brandung
braust.
Da endlich wagen Zweie am Bord emporzuklettern —
Wird nicht sein Blick sie tödten, sein Arm sie nicht zer-
schmettern?

Doch nein, sie stehen oben ganz unversehrt am Bord
Und rufen die Genossen herbei mit leisem Wort.
Alsbald erklimmt an Tauen und Leitern rings die Truppe
Die steilen glatten Wände der schlanken Kriegsschaluppe.

Nichts regt sich auf dem Schiffe und längs des Schiffes
Saum,
Nur tönt ein dumpfes Schnarchen tief aus dem innern
Raum,
Wie aus des Bären Höhle, wenn er, vom Schlaf be-
zwungen,
Im Winterlager ausruht sammt seinen zott'gen Jungen.

Sie steigen sacht hinunter, damit kein Laut ihn weckt;
Sammt seinen Kampfgesellen sieht man ihn hingestreckt,
Vom Dunst des Meths und Weines betäubt an allen
Sinnen —
Was sollten, statt zu zechen, die Männer auch be-
ginnen?

Mit Ketten und mit Tauen gebunden wird die Schar,
Die so bei Nacht und Nebel im Schlaf gefangen war.
Nur einmal hob gewaltig Claus seine derben Glieder,
Und drohte mit den Augen — dann schnarcht' und schlief
er wieder.

II.

Claus steht vor seinen Richtern im dumpfen Thurmgemach,
Durch dessen rundes Fenster ein fahler Schein nur brach.
Man hält ihm vor in hundert und hundert Paragraphen
Die Liste seiner Frevel, die Liste seiner Strafen.

Das langweilt Störtebeker. Er ruft: „Bemüht euch nicht!
Schickt lieber mich zur Stelle hinaus zum Hochgericht!
Was soll es auch? Ihr liefert mich doch zuletzt ans Messer!
Wollt ihr mich hängen? Schlimm! Mich köpfen? Wenig
besser!

Doch besser als so müßig an diesem Platze stehn
Und immer nur euch alte Graubärte vor sich sehn:
Ehrwürdig — nicht zu leugnen — und grundgelehrt im
Rechte,
Und tapfer — sonder Frage — im Satz- und Wortgefechte!

Schickt mich hinaus zum Richtplatz, damit nach langer Haft
Ich einmal wieder fühle der Glieder alte Kraft,
Damit ich einmal wieder auf grüner Erde stehe,
Damit ich einmal wieder Licht, Sonne — Menschen sehe."

Darauf der erste Richter: „Im Grunde, Claus, bist du
Nichts weiter als ein Schnapphahn und Störer unsrer Ruh'.
Man könnte dich ohn' Urtel bestrafen mit dem Rade,
Und doch wirst du geurtelt und dankst nicht für die Gnade!" —

„Ihr hochwohlweisen Herren!" ruft Claus, dem's nahe geht,
„Ihr, die ihr euch auf Galgen und Rad und Beil versteht!
Ihr nennt mich einen Schnapphahn? Wie nennt man euch, euch Bremer?
Spitzbübisch feine Mäkler und gaunerische Krämer!

Ihr nehmt in eurer Weise, wie ich in meiner nahm,
Von eurer Milch nur schöpft' ich den überflüss'gen Rahm!"
So ruft der Claus und schüttelt die Schellen und die Fesseln —
Da fahren auf die Richter von ihren eich'nen Sesseln.

Der erste Schöffe streichelt sodann den langen Bart,
„Claus Störtebeker!“ spricht er, „bestimme selbst die Art,
Wie du gerichtet sein willst — geköpft, gespießt, gehangen,
Verbrannt, aufs Rad geflochten, vorher gezwickt mit Zangen?“ —

„Gar eine schöne Auswahl!“ entgegnet launig Claus,
„Von sanften Todesarten ein ganzer Blumenstrauß!
Viel lieber freilich höb' ich mich alsogleich von dannen,
Und pflegte meines Leibes zu Haus bei vollen Kannen.

Doch glaubt, wohlweise Herren! den Tod, ich fürcht' ihn nicht,
Oft sah dem finstern Burschen ich keck ins Angesicht.
Die Wunden mögen's zeugen, die ich von manchem Schlage,
Von manchem Hieb und Speerwurf an Brust und Lenden trage.

Weil ich mit meinem Schwerte mein ehrlich Brot gewann,
Weil ich mit ihm euch Bremern getilgt manch tapfern Mann,
Weil ich es oft im Streite, wo ich mich wacker raufte,
Nachdem es kaum getrocknet, mit Blut der Euern taufte:

Drum mögt ihr mich verschonen mit Galgen, Rad und
Strick;
Nein, rasch trennt mit dem Schwerte das Haupt mir
vom Genick!
Dann könnt ihr dreist doch sagen, daß ihr mit blankem
Stahle
Dem Claus zu Leibe ginget — diesmal zum letzten male!"

Die Richter sind's zufrieden und fällen diesen Spruch:
„Diweil du Mord getrieben und Raub und Friedensbruch,
Weil du zu Nacht und Mittag um unsre Ruh' uns
brachtest
Und unsre wohlgesinnten Vermahnungen verlachtest —

Diweil du solcher Dinge und andrer dich erfrecht,
Sollst du, Claus Störtebeker, nach gutem bremer Recht
Zur Abhülf' und zur Sühne der vielerlei Beschwerden
Sammt deinen Spießgesellen durchs Schwert gerichtet
werden!"

Claus Störtebeker nickt nur und sagt kein einzig Wort;
Es führen ihn die Diener des Blutgerichtes fort.
Da dröhnen alle Wände: sie meinen es gewittert!
Und doch ist's nur sein Fußtritt, von dem der Thurm
erzittert.

III.

Ein lichter, weicher Morgen, ein Festtag alles Seins,
Voll süßer Blütendüfte, voll warmen Sonnenscheins!
Kein Tag, wo gern man stürbe, kein Tag, wo gern man jammert —
Nein! wo sich doppelt innig der Mensch ans Leben klammert!

Und mitten in der Wonne, der Lenzesherrlichkeit,
Steht, aufgestreift die Aermel, zum blut'gen Werk bereit,
Der vielerprobte Henker; dann nimmt er's Schwert, dann wägt er's,
Mit grinsenhaftem Lächeln dann auf den Boden legt er's.

Als Störtebeker also den Mann hantieren sieht,
Ein spöttisch seltsam Zucken um seine Lippen zieht,
Und zu den Richtern sagt er und auf den Henker weist er:
„Seht doch! wie er zur Probe sich müht, der wackre Meister!

Er hat heut hübsche Arbeit an manchem harten Rumpf
Und ist's nicht gut geschliffen, wird noch das Richtschwert stumpf,
Bevor vollbracht die Arbeit, das letzte Haupt gesunken,
Und Bremens dürrer Boden sich satt am Blut getrunken!"

Da hebt der erste Richter also zu sprechen an:
„Weil du, Claus Störtebeker, ein unerschrockner Mann,
So magst du — doch bescheiden — eh' du den Tod
erlitten,
Für dich und für die Deinen um eine Gnade bitten."

Claus sinnt, und sinnt nicht lange: „Weil ihr nun so
bethört,
Rechtskund'ge Schöffen Bremens, gelahrte Herrn! so hört:
Gering ist mein Gesuch nur; ich bitt' euch nur zu
stellen
In eine einz'ge Reihe dort meine Kampfgesellen!

Wie Vielen dann mein Körper nach abgetrenntem Haupt —
Gestrenge Herrn, was meint ihr? des Kopfes ganz
beraubt! —
Aufrecht vorüberschreitet — ihr Herrn! wer sollt' es
denken? —
So Vielen sollt zum Leben ihr noch die Freiheit
schenken!"

Da schütteln ihre Köpfe die Richter insgemein,
Sie lachen fast und sagen: „Wie kann das möglich sein?
Ein Leib, der keinen Kopf hat, und dennoch aufrecht
gehen?
Das ist ja ganz undenkbar, das kann man zugestehen."

Darauf der erste Richter: „Wir wünschen dir viel Glück
Zu Dem, was du versprachest — es ist ein Meisterstück!
Gewährt sei deine Bitte, du Mensch, du wunderlicher!“
Claus sagt: „Was ich verheißen, ihr Herrn, das halt'
ich sicher!“

IV.

In langer Reihe stehen die Kämpen aufgestellt;
Es nimmt von ihnen Abschied ihr Führer, Freund und Held,
Sie schütteln sich die Hände; die Handgelenke knacken,
Wie wenn im Sturme brechen der Zweig' und Aeste Zacken.

Claus spricht zu ihnen: „Freunde! ein Wort steht mir
noch frei,
Das, tapfre Brut, an dich nun von mir gerichtet sei.
Wir müssen Abschied nehmen und schütteln uns die Rechte,
Wir thaten ja nicht anders vor manchem Seegefechte.

Der Meth hat uns geworfen! Ein Fäßchen ist ein Spiel
Für mich, Claus Störtebeker — ein Faß, das war zuviel.
Doch ehrenvoller scheint's mir für unbescholtne Recken,
Vor solchem Feind die Waffen als vor den Bremern
strecken.

Sie wagten nicht auf offnem Seeplan uns zu bestehn,
Sie wagten nicht als Männer ins Aug' uns kühn zu sehn;
Sie wagten's nicht bei Tage, nein, nur bei Nacht und Nebel,
Und nicht mit blankem Schwerte, nein, nur mit Strick und Knebel!

Ich muß nun Abschied nehmen; geschieden muß es sein;
Zu unsern Vätern geh' ich, erlauchten Helden, ein;
Ihr bleibt zurück im Leben; denn hört: was ich versprochen,
Das halt' ich auch; wann hätt' ich jemals mein Wort gebrochen?"

Zum Abschied winkend schreitet Claus nun dem Richtstuhl zu,
Und setzt sich rasch; da krachen, als brächen sie im Nu,
Der Stuhl und des Gerüstes gewalt'ge Eichenbohlen
Und biegen binsenartig sich unter seinen Sohlen.

Zu gleicher Zeit, geschwungen mit sicherm Kunstgeschick,
Trennt auch das blanke Richtschwert das Haupt ihm vom Genick.
Ein bloßer Stahlblitz war es, ein Zucken und nichts weiter —
Da seht! erhebt der Rumpf sich und schreitet von der Leiter.

Er schreitet von der Leiter, des Körpers blut'ger Rest,
Als hätt' er seinen Kopf noch, so sicher und so fest;
Als hätt' er noch der Augen lebendiges Geflacker,
So steigt er vom Gerüste, so stampft er keck und wacker.

Die Händ' auf seinem Rücken gekreuzt geht er einher,
Als ob es zur Erholung nur ein Spaziergang wär',
Und liegt ein Feldstein hemmend grad' in des Weges Mitten,
So ist er klug bedachtsam darüber weggeschritten.

Entlang geht er voll Stolzes der Kampfgenossen Reih',
Jetzt hat er schon ein Drittheil und jetzt die Hälfte frei,
Und weiter, immer weiter sieht man den Fuß ihn setzen,
Indeß vom Stumpf des Halses Blutbäche ihn benetzen.

Ein Grau'n erfaßt die Menge, die tausendzähl'ge, da,
Als sie den blut'gen Leichnam so munter schreiten sah;
Sie flieht nach allen Seiten, sie wünscht sie wär' zu Hause,
Und doch folgt ihr auch dahin das Schreckensbild, das grause.

Dem Henker selbst vor Zittern fällt aus der Hand das
Schwert,
Das mitten durch den Fuß ihm mit scharfer Spitze fährt,
Er merkt sie nicht, die Wunde; nur für sich selber spricht er:
„Wie kreideweiß sie aussehn, wie fahl — die Herren Richter!"

Die aber, starren Blickes, schaun dem Geköpften nach,
Wie er so rüstig schreitet; nur Einer leise sprach:
„Der Claus ist ja des Teufels! Er ist — man sollt's nicht meinen —
Selbst ohne Kopf noch besser als wir auf seinen Beinen."

Der Rumpf ist nah' dem Ziele; er gönnt sich keine Rast;
Doch wird sein Gang schon matter; er wankt und strauchelt fast.
„Er fällt! Die Kraft verläßt ihn!" so ruft erfreut ein Richter;
„Uns bleiben doch noch Ein'ge von seinem Diebsgelichter!"

Da stutzt die tapfre Leiche, und drohend zugewandt
Dem kecken Sprecher, hebt sie die krampfgeballte Hand,
Und zu den letzten Schritten rafft sie in Hast der strammen,
Der straffen Nerven letzte gewalt'ge Kraft zusammen.

Mit wen'gen mächt'gen Schritten — sie wurden ihm nicht leicht —
Hat Störtebeker's Leichnam des Ganges Ziel erreicht.
Dann bäumt er sich noch einmal empor, dann sinkt er nieder,
Und fast ein Krachen gab es, so streckten sich die Glieder.

Da schüttelt — neues Wunder! — des Störtebeker's
Kopf
Auf dem Gerüst hoch oben den blutgetränkten Schopf
Und öffnet seine Lippen und spricht, halb mit Gekicher:
„Ihr Herrn! was Störtebeker verhieß, das hält er
sicher!“

Die Sage von der Blümlisalpe.

Das war in alten Zeiten, wie noch die Sage kündet,
Wo was zu Alpengipfeln sich zacket oder ründet,
Umgürtet ist gewesen mit reicher schöner Weide
Und zwischen Schnee und Eise und Grünem keine Scheide.

Und wo in unsern Zeiten nur Aar und Geier horsten,
Da sah man dichten Laubes der Buch' und Eiche Forsten,
Und an den höchsten Zacken, wo Gems' und Steinbock stutzen,
Der Schaf' und Rinder Herden der Kräuter Reichthum nutzen.

Voran mit Blumen prangte, so künden uns die Sagen,
Ein Berg, noch Blümlisalpe genannt in unsern Tagen;
Drauf hat in prächt'gem Hause ein Alpenhirt gesessen,
An Herden reich, so trotzig und stolz und gottvergessen.

Und drunten tief im Thale, wo ew'ger Schatten nachtet,
Des Hirten Mutter wohnte, verstoßen und verachtet,
Und wenn der Sohn getrunken den Wein aus güldner Schale,
Hat sie gestillt den Hunger mit dürftig kargem Mahle.

Die Greisin eines Tages zu Berge ist gestiegen
Mit schweren kurzen Schritten und bangen Athemzügen.
Nur manchmal freud'gen Blickes sieht man sie stille stehen,
Um, neuen Athem schöpfend, vom Berg sich umzusehen.

Denn Mutterlieb' ist emsig, unsterblich, unergründlich:
Sie kann den Sohn nicht hassen, sie denkt an ihn all-
stündlich,
Sie freut sich seines Glückes, als ob's ihr eignes wäre,
Und auf der Wange glänzt ihr die schmerzlich süße Zähre.

Die wohlgenährten Herden, die kräuterreichen Almen,
Im Thal die Ackerfluren mit schwergebeugten Halmen,
Gehören sie doch alle dem Sohn, den sie voll Schmerzen
Und Ahnungslust getragen einst unter ihrem Herzen.

Wie wird er dich empfangen, seit Abschied du genommen?
Vielleicht nach soviel Monden nennt er dich heut will-
kommen,
Willkommen seine Mutter; o, möcht' es so geschehen,
Möcht' sein Gemüth sich wandeln — so denkt sie still
im Gehen.

Doch als sie kam zum Sohne, wie hat er sie empfangen?
Nicht ein ließ er die Alte; das griff wie scharfe Zangen
Ins Herz der guten Mutter, und Thränen fielen nieder
Aus ihren alten Augen, herab auf Tuch und Mieder.

Der Sohn lacht laut beim Mahle, indeß die Mutter trauert;
Der Sohn bleibt unbeweglich, die Mägde hat's gedauert,
Die Knecht' und Mägde theilten Getränk mit ihr und
Speise,
Mit ihr, die krank und müde von ungewohnter Reise.

Darüber ist die Sonne allmälig ausgeglommen,
Es schwand die Tageshelle, der Abend ist gekommen.
Was will die schmuz'ge Alte? hat laut der Sohn gerufen,
Und hat sie fortgestoßen von seines Hauses Stufen.

Sie hat kein Wort geredet, vertrocknet war die Thräne;
So schwankt sie ganz vernichtet herab des Berges Lehne.
Kalt weht aus dunkeln Klüften der Wind; will sich deh
Armen,
Der ausgestoßnen Mutter kein Mensch, kein Gott erbarmen?

Nur dünnes Tuch umflattert der greisen Mutter Lende;
Von Sinnen ist sie; jammernd streckt sie empor die Hände,
Und ruft des Himmels Rache auf ihren Sohn hernieder,
Und Klüft' und Höhlen geben den Schreckensfluch irr
wieder.

Ha, welch' ein Wunder heftet sich hart an ihre Sohlen?
Der Alten graut, sie schaudert, blickt hinter sich verstohlen,
Gleichwie ein weißes Grabtuch scheint es von allen Seiten
Vom Gipfel sich zu senken und rings sich auszubreiten.

Gleichwie ein weißes Grabtuch, als wär' es ihre Schleppe,
So zieht es nach der Alten hoch von des Berges Treppe.
Dicht stürzt der Schnee vom Himmel so weit mit dumpfem Grauen
Der Alten blöde Augen noch rückwärts können schauen.

Vor sich hat sie den Sommer, den grünen, und dahinter
Mit Sturm und Eiseskälte, je mehr sie eilt, den Winter;
Des Eises Massen legen sich rings an Schlucht und Klippe
Und hängen wie Gewänder sich an des Berges Rippe.

Das war ein grausig Grabtuch der Mutter und des Sohnes,
Die Schöpfung ihres Fluches, die Strafe seines Hohnes.
Sie ruhen Beide drunten. Mit wunderlichem Prangen
Sieht man noch heut vom Berge das Grabtuch nieder-hangen.

Der letzte Rothenfluh.

Wer liegt erschlagen dort auf dem blut'gen Grund?
Wer steht dabei? Ein Ritter mit Roß und Hund.
Den Hirsch zu jagen tief in des Waldes Graus,
Mit Schwert und Lanze zogen die Brüder aus.

Herr Rudolf, sprich! Was hat dich so schlimm bewegt,
Daß du solch edles ritterlich Wild erlegt,
Den Ulrich, deinen Bruder? Was that er dir,
Daß er erschlagen liegt an dem Boden hier?

Weil um der Väter Erbe er dich betrog,
Dein mördrisch Eisen ihm in den Busen flog!
Drin sitzt es fest, doch fester der Reue Schwert,
Das du, Herr Rudolf, wider dich selbst gekehrt.

Der Ritter an die Leiche den Fuß jetzt stemmt
Und zieht heraus den Spieß, der da eingeklemmt,
Wo sonst ein Herz so munter und tapfer schlug —
Herr Rudolf deckt mit Erde den Leichnam klug.

Herr Rudolf schwankt hinunter zum Bergesquell,
Der in der Tiefe sprudelt so frisch und hell.
Der letzte Sprößling alten berühmten Stamms
Wäscht sich des Bruders Blut von dem Ritterwamms.

Du thör'ger Mann, wie ist so verwirrt dein Blick!
Du wendest Fuß und Auge zur Gruft zurück?
Was starrst du so? — Hilf Himmel! — O Angst und Graus!
Das Grab, das Grab — es warf ja die Leiche aus.

Der todte Ulrich hat sich der Gruft entrafft,
Sein Auge stiert, die blutende Wunde klafft.
Herr Rudolf ächzend wieder dem Bruder stieß
Durch Brust und Herz gewaltig den blanken Spieß.

Er wühlt den Grund auf, senkt in die dunkle Gruft
Den Bruder ein. „Da lieg' in der schwarzen Kluft! —
Du todter Ulrich! Nimmer kommst du heraus!"
Er sagt's, er lacht und wühlt sich im Haar vor Graus.

Welch Gaukelspiel! — Je mehr er die Erde häuft,
Je mehr vom Wamms ihm schäumendes Blut entträuft;
Die Fleck' am Jagdrock, die er am Quell so nah
Gewaschen hat, verdoppelt sind wieder da.

Herr Rudolf schwankt hinunter zum Bergesquell,
Der in der Tiefe sprudelt so frisch und hell.
Der letzte Sprößling alten berühmten Stamms
Wäscht sich des Bruders Blut von dem Ritterwamms.

Er wäscht und wäscht — wie wird doch das Kleid so rein,
Der bunte Jagdrock, alle die Spitzen fein!
Herr Rudolf, blank gewaschen, kehr' nun zum Schloß!
Es bellt der Hund, es wiehert das treue Roß.

O nicht, o nicht! — Wie ist so verwirrt sein Blick!
Es hält ihn fest, er eilt zu der Gruft zurück.
„Acht Schuhe tief! Wie kommt da ein Mann heraus?“
Er denkt's, er lacht — und wühlt sich im Haar vor Graus.

Doch wie, Entsetzen! — Ist das nicht Ulrich dort?
Führwahr! Er stieß von neuem die Erde fort!
Zwei Wunden bluten! Ballt er die Faust nicht gar?
Dem Rudolf sträubt vor Angst sich und Furcht das Haar.

Weit weg, weit ab! — Was fliehst du, du thör'ger Mann? —
Des Bruders Bild knüpft hart sich am Fuß dir an.
Herab vom Fels! Zerschmettert! — Nun hat er Ruh' —
Der letzte war's vom Stamme der Rothenfluh.

Der Todtengräber zu Münsingen.

Wie liegt's so schwer und bleiern
Auf Münsingen der Stadt,
Die Menschen nicht, nur Geiern
Noch Schutz zu bieten hat!

An Giebeln und Gebälken
Ein gift'ger Schwaden hängt.
Die Pflanzen selber welken,
Vom schwülen Hauch versengt.

Lautlos sind all' die Schreier,
Die kleinen in der Luft.
Die Raben nur und Geier
Ziehn kreischend um die Gruft.

Und wo ein abgebleichtes
Gebein hervor sich stiehlt,
Ein halb gemodert feuchtes,
Da wird es aufgewühlt.

Krummschnäbler, wie sie hacken
Und mit den Krallen fest
Die sichre Beute packen,
Des Fleisches Ueberrest!

So halten sie verdrossen
Den kümmerlichen Schmaus! —
Die Läden sind verschlossen,
Ein Grab ist jedes Haus!

Kein Rauch steigt aus den Häusern,
Kein Lichtlein flackert mehr!
Der Tod herrscht da so eisern!
Gruftstille rings umher!

Ein Greis nur mit der Schippe
Auf dumpfem Moder steht;
Ein Hund, ein halb Gerippe,
Knurrt in sein fromm Gebet.

Er knurrt und legt sich nieder,
Das Aug' erloschen fast;
Er streckt die matten Glieder
So steif auf Sand und Bast.

Und eines Jünglings Leiche
Ist nebenan zu schaun;
Ihr will der Greis, der bleiche,
Die letzte Hütte baun.

Ins Auge mocht' ihm blitzen
Die Leiche, so vergilbt;
Da hat er sich den spitzen
Hut auf die Stirn gestülpt.

„So hab ich nun begraben
Die ganze Bürgerschaft!
Dein Grüftlein sollst du haben."
Er sagt's und gräbt mit Kraft.

„Du, der mir beigestanden,
Du todter Helfer mein,
Du kamst nun selbst zu Schanden!"
Er gräbt und betet drein.

„Da steh' ich Allerletzter,
Der Todtengräber, noch!
Der wilde Gram, wie hetzt er
Mich an, zu schaufeln doch!

Geselle mein! das Hündlein
Laff' ich zu dir hinab!
Eh' mir noch kommt mein Stündlein,
Habt ihr ein ehrlich Grab!

Ein ehrliches Geläute
Soll noch ein Zeichen sein,
Das in die Ferne deute:
Ganz Münsingen schlief ein!"

Die Grabesschollen hat er
Zum Hügel schon gehäuft;
Ein kalter lebenssatter
Schweiß von der Stirn ihm träuft.

Die Pest, der Tod, die Seuche!
Wie ihm der Fuß schon wankt!
Halb lebend, halb schon Leiche,
Der Greis zur Kirchthür schwankt.

Er stützt sich auf sein Stöcklein,
Er kommt zur Glockenuhr;
Da tönen hell die Glöcklein
Und klingen durch die Flur.

Hell schallt es in die Weite,
Verklingt so still und matt —
Das war das Grabgeläute
Für Münsingen, die Stadt.

Chatterton.

Als, von Bristol ausgegangen,
Chatterton vor London stand
Glühten höher seine Wangen,
Hob er segnend seine Hand.

Und er jubelt: „Wackre Kenner,
Speist mich nun mit eurer Gunst!
Deckt die Tische, meine Gönner!
Tränkt und sättigt nun die Kunst!

Obenauf im Ränzel liegen
Manuscripte jetzt noch brach,
Und den alten, hoff' ich, fliegen
Bald die neusten Lieder nach.

Drucker, Käufer, will'ge Kunden
Stürmen meine Wohnung fast,
Legen schon zurecht in Pfunden
Reichen Lohn dem fremden Gast.

Bei des Handwerks ältern Meistern
Poch' ich auch ein wenig an;
Jüngern und verwandten Geistern
Sind sie herzlich zugethan."

So hat er für sich gesprochen,
Schritt ins Thor der Hauptstadt ein;
Ach, es hat ihn nur bestochen
Londons Glanz und leerer Schein.

Trotze, trotze, gläub'ger Dichter!
Trotze nur auf dein Genie!
Laß sie spielen, deine Lichter,
Geist und Witz und Phantasie!

Brause, brause warm und edel!
Sprich es aus, was dich entzückt,
Daß des Lords gewicht'ger Schädel
Stolz und vornehm Beifall nickt.

Speise die beseelten Leichen,
Sätt'ge sie mit deinem Geist!
Bettelbrot wird man dir reichen
Und du selbst wirst nicht gespeist.

Da ergrimmt des Unmuths Eifer,
An dem Käfig rüttelt er,
Und des Zornes wilden Geifer
Wirft der Arme um sich her.

Die Gesetze will er kürzen,
Sich erobern Hof und Herd,
Ketten brechen, Schranken stürzen,
Und die Feder wird zum Schwert.

Herzen schließen sich und Thüren
Dem Befeinder ihrer Ruh'.
Enge, enge wie die ihren,
Schließt sein eignes Herz sich zu.

Müßig zählt er, wie die Kette
Der Gefangne gliederweis,
Auf der harten Lagerstätte
Bang durchträumter Nächte Kreis.

Wahnsinn sendet heiße Dämpfe,
Hülflos ist er wie ein Kind,
Dessen Lebenszeichen — Krämpfe,
Dessen Worte — Thränen sind.

Plötzlich laufen sie zusammen,
Die sonst nie nach ihm gefragt.
„Wer hieß ihn die Thür verrammen?"
Hat das Nachbarvolk gesagt.

„Schon seit Tagen eingeschlossen?
Niemand sah ihn? Räthselhaft!
Aufgesprengt! Heran, Genossen!
Aufgesprengt mit aller Kraft!"

Aus den Angeln springt die Thüre —
Welch ein trauriges Gemach!
Voll zerrissener Papiere,
Angehäuft in Schub und Fach!

Rings zerstreut! Man kann es merken,
Was sein leidend Herz gefühlt,
Wie er unter seinen Werken
Halb verzweiflungsvoll gewühlt.

„Hier ein Pulver? Gift — ich wette!“ —
„Gift?“ — „Gewiß, man spürt es gleich! —
Seht dorthin! Gekrümmt im Bette
Liegt der Dichter, todt und bleich!“

Der tolle Tambour.

I.

Was klingt vor Liebchens Fenster
So laut in die Nacht hinein?
Das muß wol eine Trompete
Und eine Trommel sein.

Ja! ein verliebter Trompeter
Bläst ins Metall so stolz,
Und ein verliebter Tambour
Schlägt wacker auf Fell und Holz.

Der Eine steht links im Garten,
Der Andre rechts am Zaun;
Die beiden Nebenbuhler
Sich in die Augen schaun.

Der Tambour legt in die Trommel
Der Sehnsucht ganzen Schmerz,
Der Trompeter an die Trompete
Seinen Mund und auch sein Herz.

So stehen sie und warten,
Wem Hand und Herz sie gibt,
Ob mehr sie die Trompete,
Ob mehr sie die Trommel liebt.

II.

Was wirbelt auf der Straße
Vor der Liebsten niedrigem Haus,
Als zöge nächtlich zum Thore
Ein Regiment hinaus?

Das klingt so wild verworren,
Das hat einen lauten Takt,
Das hat mit Furcht und Entsetzen
Die Nachbarn angepackt.

Wie Feuerlärm so schrillend,
Wie sterbende Liebe bald,
Wie ein Signal beim Aufruhr
Die wirbelnde Trommel schallt.

So wirbeln können viele,
So flüstern kann Eine blos;
Es läßt der Tambour die Geister
Des liebenden Wahnsinns los.

Die überkollern und jagen
Sich alle in wilde Lust;
Sie steigen nicht aus der Trommel,
Sie steigen aus tiefer Brust.

Die Fenster werden helle —
Da erscheint sie im Nachtgewand!
„Mein Tambour, lieber Tambour!“ —
Sie winkt mit der weißen Hand.

Die Lippen wie Rosenblätter
Sich voneinander thun.
Sie spricht — wie horcht der Tambour,
Wie läßt er die Schlägel ruhn!

„Mein Tambour“, ruft sie, „mein Tambour!
Was treibst du vor meinem Haus?
Du Wilder! Du störst den Trompeter
Und mich beim nächtlichen Schmaus!“

Da ergreift er wild die Schlägel,
Da rührt er sie mit Macht,
Da hat er durch die Straßen
Gewirbelt und laut gelacht.

Das Fell zersprang vom Schlagen,
Sein Herz zersprang vor Weh;
Die Trommel fand man am Ufer,
Den Tambour im tiefen See.

Der arme Hirte.

Der Schäfer saß am Bachesbord
Und sah die Flut sich wellen,
Die krausen Schäume fort und fort
Im Lichtglanz sich erhellen.
Der Finke schlug, die Woge rauscht'
Am Felsenbug, der Schäfer lauscht'
Und hatte süße Träume.

Da trat hervor ein ernstes Weib
Aus dunkler Felsenspaltung,
Von Wuchse hehr und schlank von Leib
Und leicht an Sitt' und Haltung.
Sie schaute ihn, er schaute sie;
Voll Liebesglühn, voll Melodie
Ertönte Stimm' und Laute:

„Sahst du, o Hirt, die Berge dort
Im blauen Nebelkranze?
Und zog's dich nimmer sehnend fort
Zu ihrem lichten Glanze?

Sie steigen blau in blaue Luft:
Dort Liebesthau, dort Liebesduft,
   Dort ew'ger Wonnereigen!"

Sie sprach's und sang's, dann ging und schwand
Die Königin der Feen;
Er muß ihr folgen unverwandt
Und kann sie nicht mehr sehen.
Die Berge ziehn; wo, wann er steht,
Die Berge fliehn, wohin er geht,
   Und ragen blau ins Blaue.

Raoul und Isaure.

Durch den Garten schlüpft Isaure —
Denn die Laube kennt sie schon,
Wo Raoul aus seiner Zither
Zaubert süßen Liebeston.
Blumen wandeln sich in Laute,
Und in Blumen Laut und Sang;
Ihren Klang hat jede Blume,
Seine Blume jeder Klang.

Blumen, Töne — ja die Liebe
Spricht allein, allein durch sie:
Worte sind für sie zu irdisch,
Füllen ihren Abgrund nie.
Klang ist des Gesanges Farbe,
Farbe ist der Blume Klang.
Schönste Sprache, wo der Blume
Bild erläutert den Gesang!

Und das Paar sitzt auf der Moosbank,
Von dem Myrtendach umlaubt,
Und sie drückt zum Liebeslohne
Ihm den Blumenkranz aufs Haupt.
In dem Kranze, thaubefeuchtet,
Manche schöne Blüten stehn:
Veilchen, Lilje, Ringelblume,
Wilde Rose, Tausendschön!

Lustig klingt die Kriegsfanfare,
Fodert auf zu That und Schlacht;
Durch die Straßen von Toulouse
Zieht Raymond mit seiner Macht.
Und sein Sohn Raoul begleitet
Ihn zur Schlacht auf edlem Thier.
Leichter mag es sein, vom Leben
Abschied nehmen als von ihr!

Seinen Degen mit der Rechten
Fassend an dem goldnen Knauf,
Grüßt Raoul noch nach dem Fenster
Der geliebten Maid hinauf.
Auf dem Reiterwamms am Herzen
Ist der welke Kranz zu sehn:
Veilchen, Lilje, Ringelblume,
Wilde Rose, Tausendschön!

Lärmhaft blut'ges Kriegsgetümmel,
Wilden Drang und Gegendrang
Sah die Flur von Guinegaste,
Die das Blut der Helden trank.
Mitten durch das Herz geschossen,
Lag Raoul auf Kies und Stein;
Seine Herzenswunde rahmte
Rings der Kranz Isaurens ein.

Als die Kunde sie vernommen,
Klagte sie und rief sie laut:
„War ich deine Braut, du Süßer!
Bin ich nun des Himmels Braut.
Aber deinen Tod zu ehren,
Soll Gesang mit Blumen nun
Sich bei edlem Fest vereinen,
Soll das Lied sein Bestes thun.“

Zu des Liedes holden Festen
Und zu süßem Blumenspiel
Ruft sie Frankreichs Dichterjugend:
Frankreichs Dichter kommen viel;
Sehn als Preis, in Gold gebildet,
Manche schöne Blüten stehn:
Veilchen, Lilje, Ringelblume,
Wilde Rose, Tausendschön!

Der Kampf auf dem Grabe.

„Erschlagen der Graf! Man hat es gesehn!
Im Waldesgrund ist die That geschehn!“
Der Sohn vernimmt's, er schwört und spricht:
„Den Vater zu rächen ist Kindespflicht!“

Nun langt er hinauf an die alte Wand,
Nimmt den Speer und das wackere Schwert zur Hand;
Des Vaters Speer und des Vaters Schwert,
Sie waren ihm beide vor allem werth.

Er trifft den Mörder, er drängt ihn fort
Mit Gewalt nach dem düstern Waldesort,
Wo der Graf erschlagen und eingescharrt
Und bedeckt mit Erde und Moder ward.

Sie kämpfen auf frisch gewühltem Grund,
Der Mörder sinkt, bis zum Tode wund.
Da dreht es im Grabe sich um mit Macht
Und schüttelt die Glieder — und lacht und lacht!

Der beste Schütz.

In der Schenke saßen zechend
Vier Jäger in stürmischer Nacht,
Und haben mit Gesprächen
Den Morgen herangewacht.

Der Erste: „Der Wölfin stieß ich
In den Schlund des Fängers Stahl
Grad bis zum Heft; da wand sich
Die Wölfin in Todesqual.

Und während sie so zuckend
Sich wälzt' im eignen Blut,
Nahm ich aus des Thieres Lager
Der Jungen haarige Brut.“

Der Zweite: „Den Sechszehnender
Trieb ich aus dem Dickicht auf.
Jach hinter ihm her die Meute
Mit heiserem Wuthgeschnauf!

Da verstrickten sich seine Läufe
Im struppigen Gedörn
Und im Geflecht der Aeste
Sein zackiges Gehörn.

Mein war die köstliche Beute,
Das königliche Thier!
Ich weidet' es aus; schwer trugen's
Nach Hause der Männer vier."

Der Dritte drauf: „Der Keiler,
Der hielt mir wüthend Stand,
Und mit den Hauern streckt' er
Drei Hunde mir in den Sand.

Die andern aber hielten
An seinem Gehäng' ihn fest,
Und mit dem Jagdschwert gab ich
Dem rasenden Thier den Rest."

Der Vierte sprach — und seltsam
Und lächelnd verzog er den Mund —:
„Noch liegt meine Beute draußen
Auf moorigem Haidegrund.

Mit Schnee und Herbstlaub ist sie
Verhüllt und zugedeckt —
Ein Edelwild, ein stolzes,
Langgliedrig dort hingestreckt.

Dem Gutsherrn, der mir die Gattin
Zu schnöder Lust verführt,
Dem hab' ich mit einer Kugel
Das böse Herz gerührt!“

Auf dem Wasser.

Das Schifflein geht hernieder,
Hernieder und herauf,
Ein Paar, ein trauerndes, trägt es
Durch der finsteren Wellen Lauf.

Der Jüngling schaut so düster
Seitwärts in Schilf und Rohr,
Und weinend schlägt die Jungfrau
Zum Himmel ihr Haupt empor.

Wie ausgebrannte Liebe
So trübe die Sonne glimmt;
So fahl und welk auf den Fluten
Das gelbe Herbstlaub schwimmt.

So trübe gehen die Wasser,
Drauf sich das Kähnlein wiegt.
Ein grauer Todtenvogel
Wehklagend das Paar umfliegt.

Timur's letzter Ritt.

Aufs schwarze Roß steigt Timur
Zu nächtlich dunkler Stunde
Und jagt zur alten Wahlstatt,
Der bleichen Knochenrunde.

Es scheut der Hengst — die Schädel
Erregen ihm Entsetzen;
Es lacht der Chan — die Schädel
Erregen ihm Ergötzen.

Und wie er lacht, begann sich's
So seltsam zu gestalten,
Begannen all die Schädel
Einen Todtentanz zu halten.

Und alle die Gerippe,
Hochbein'ge, ehrenfeste —
Die einen sind die Tänzer,
Die andern sind die Gäste.

Spielleute, klapperdürre,
Die schlagen ihre Knöchel
Mit gutem Takt zusammen
Und trommelndem Geröchel.

So schnurren sie und surren
In Kreisen und in Zügen,
Als müßten sie den Herrscher
Mit Spiel und Tanz vergnügen.

Doch den erfaßt Entsetzen —
Er reißt und zerrt am Zügel,
Er jagt vom Feld, er hält sich
Noch kaum in seinem Bügel.

Ein Schädel rollt zu Füßen
Dem Hengst bei jedem Tritte,
Und ein Geripp als Läufer
Zieht her vor seinem Schritte.

Dahinter all die Spielleut',
Die Tänzer und die Gäste! —
Das war der muntre Vorreihn
Zu Timur's Todtenfeste.

Herzog Hans vor Drossen.

Herzog Johann von Sagan, der böse Hans genannt,
Zog her mit seinen Mannen ins brandenburger Land;
Er stillt sein Mordgelüsten an Kampf und Schlachtenglut,
Und seine Augenweide ist Dörferschutt und Blut.

Gen Drossen ziehet sengend und brennend Hansens Heer;
Es rüsten sich die Bürger zur tapfern Gegenwehr.
O Drossen, armes Städtlein! Nun wird dir zugesetzt,
Die Lanzen sind geschliffen, die Klingen sind gewetzt.

Schon dröhnet Speereschwingen und wilder Rosse Lauf,
Schon sammeln sich die Feinde am Thore all' zu Hauf;
Umschildet stürmen mächtig die wilden Haufen an,
Von Spießen rings umstrahlet, so dränget Mann an Mann.

Die Bürger stehen droben und rufen mauerab:
„Bereitet uns dort unten ein wohlgebettet Grab!
Daß wir, zu Grund gefallen, am Boden liegen weich
Und sanft gelagert kommen ins liebe Himmelreich!“

Nun geht es an ein Stürmen, daß rings der Boden dröhnt,
Daß unter Rosseshufen die Erde bangt und stöhnt,
Und zu dem Schweiß des Tages rinnt rother Todesschweiß,
Und an der Mauer liegen die Todten stufenweis.

Schon klimmt an Leichenhaufen der kühne Feind empor,
Aus weiter Ferne windet sich neu Geschwärm hervor.
Hei! wie durch Staubeswirbel die Heereswirbel ziehn,
Da überfüllt die Städter ein Schrecken — sie entfliehn.

Was Männer nicht erfochten, ha'n Weiber wol vermocht,
Die ha'n in Topf und Kessel siedheißen Brei gekocht,
Und gießen von der Mauer so manchen schönen Guß,
Darin Herr Hans von Sagan beinah ertrinken muß.

Die Feinde, die gekommen ganz trocken, wohl und kalt,
Die fliehn verbrannt, durchfeuchtet und ohne Aufenthalt;
Und noch ein Sprüchlein gehet durchs ganze Märkerland:
„Herr Hans hat sich vor Drossen am Brei das Maul
verbrannt.“

Mythen aus der Blumenwelt.

Vorstrophen.

Werft mir nicht ein, hier sei zu viel Phantastik,
Zu wenig Zeitbeziehung und Methodik,
Zu wenig Greifbarkeit, zu wenig Plastik
Und logisch folgericht'ge Periodik.
Hinweg sehnt sich von dunstiger Scholastik
Das junge Herz nach reizender Melodik.
Verschieden ist die Schrift. In frühen Tagen
War mir die Schrift der Blumen aufgeschlagen.

Dies war mein Bilderbuch und meine Fibel,
Gebreitet rings auf Gärten und auf Auen;
Mein Koran war's und meine Jugendbibel,
Voll Farbenreichthum, prächtig anzuschauen;
Die Leiter zu der Dichtung höherm Giebel,
Soweit es mir gelang ihn aufzubauen.
Symbolik führt zu des Gedankens Ziele,
Und „tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele".

Die Engel als Gärtner.

Die Erde stand so traurig, blumenlos,
So dürftig nackt in ihrer braunen Hülle;
Auf ihren weiten Feldern, öd' und bloß,
Lag Menschenleere noch und tiefe Stille;
Noch strömte nicht aus ihrem Mutterschoos
Der Reiz der Farben und der Blumen Fülle.
Da rief der Herr: „Nun soll auch meine Erden
Geschmückt gleich einem Himmelsgarten werden!“

Und er gebot den hurt'gen Dienern sein,
Zur Erd' hinab den raschen Flug zu wenden.
Nun flogen sie daher in bunten Reihn,
Ein langer Zug, er wollte nimmer enden;
Die Einen trugen Spat' und Schaufel klein,
Die Andern Silberkannen in den Händen,
Und nun begann das Volk der Himmelsknaben
Aus voller Macht zu schaufeln und zu graben.

Die Jüngsten, die mit regungsvoller Hast
Zum Himmel gingen und vom Himmel kamen,
Vertheilten kindlich lächelnd ohne Rast
Aus voller Hand der Blumen goldnen Samen;
Sie theilten freundlich aus die kleine Last,
Die freundlich auch die ältern Brüder nahmen.
Und von dem lieben Völkchen, froh geschäftig,
Empfing die Erde ihn, gebärungskräftig.

Hier goldig, purpurn hier, dort himmelblau
Sieht man alsbald die schönsten Blumen sprießen,
Aus Silberkannen mit dem reinsten Thau
Den Engelchor die Kelche rings begießen,
Daß von der Blumen duftig zartem Bau
Die klaren Tropfen wallend niederfließen;
Dann hauchen sie, daß sich der Kelch entkerne,
Mit vollen Backen in die Blumensterne.

Die Blume vom Ganges.

Es schwankte auf des Stromes stiller Welle
Der Gangesblume duft'ges Wunderbild,
Sie lag in heimlich grüner Blätterzelle,
Ein Wiegenkindlein, sorglich eingehüllt;
Nun senkte seine ganze Strahlenhelle
Auf sie herab der Sonne Flammenschild,
Voll Neid und Stolz, daß ihm im Wesenreiche
An Glut allein des Ganges Blume gleiche.

Wie vom geheimen Gift versehrt, erkranken
Die Blumenblätter, matt von wilder Glut,
Vergehen welk und trostlos still, und wanken
In ihres Mutterstromes Trauerflut,
Die ängstlich klagt und unter Blütenranken,
Um ihre Blumentochter weinend, ruht.
Der Abend kommt; da liegt die zarte Leiche,
Gewelkt die schönste noch im Wesenreiche.

Und hold entschleiert steigt im Palmenthale
Der Mond empor, wie eine Flammenros',
Und gießt die Strahlen all' in einem Strahle
Der Blumenleiche in den welken Schoos;
Und sie erhebt das Haupt mit einem male,
Schwelgt mit dem Mond in holdem Liebesloos.
Erschlossen liegt im tiefsten Heiligthume
Dem Mondenstrahl das Herz der Gangesblume.

Menschenschöpfung.

Wo in des Ganges warmem Palmenlande
Die Blum' in Strömen reine Lüfte trinkt,
Wo wonneathmend am geliebten Strande
Des Meeres Busen steigt und niedersinkt,
Wo Lotos hier im stillen Duftgewande
Und dort die kronenstolze Palme winkt,
Gewürzesdüft' um Meer und Land sich wiegen,
Um Land und Meer goldfarb'ge Vögel fliegen:

Dort, in der Weltenschöpfung Urzeit ragte
Ein männlich hoher Palmenbaum empor,
Als schön und jung der erste Morgen tagte,
Als jugendfroh der erste Vögelchor
Von Wundermärchen sang, nach Märchen fragte,
Und dann in süßes Staunen sich verlor.
Und in des Palmbaums kühldurchhauchtem Schatten
Steht Lotosblüte wie im Schutz des Gatten.

Und aus der Palme glanzumspieltem Throne
Entspringt der Mann mit göttlicher Gewalt,
Und aus des Lotos duftgefüllter Krone,
Von zarten Tönen wundersam umhallt,
In Liebe flehend zu des Palmbaums Sohne,
Des ersten Weibes fromme Huldgestalt.
Er ist ihr Gatte, der verständnißklare,
Und sie sein Weib, daß er sie liebend wahre.

Die Mythe von den Schmetterlingen.

Der Mai erschien mit mildem Strahlenregen,
Mit seines Thaues goldnem Ueberfließen;
Vom Haupte wallt' ihm reicher Blütensegen,
Der Kränze Fülle lag zu seinen Füßen;
Die Vögel sangen fröhlich ihm entgegen,
Die Blumen dufteten mit stillem Grüßen,
Und vor ihm war ein Lager ausgegossen
Von jungen Kräutern und von Frühlingssprossen.

Und wie 'er schlief im Würzehauch der Düfte,
Vom bunten Blumenglockenkranz umhangen,
Und über seinem Haupt ins Blau der Lüfte
Sich wohlgemuth die Vögelchöre schwangen,
Und in das tönelose Reich der Grüfte
Der Frühlingslieder allerbeste sangen —
Da seufzten ein'ge Blumen auf der Erden:
„O könnten wir wie diese Vöglein werden!

Wie wollten wir uns hoch und höher schwingen,
Und höher stets bis ins Gebiet der Sonnen!
In Lust und Weh durch Aetherströme dringen,
Umquollen rings von namenlosen Wonnen!" —
Sie lauschen — himmelher ein Tönen, Klingen,
Ein linder Duft — der Duft in Licht zerronnen —
Und vor den Blumen lächelnd steht ein Engel,
In seinen Händen Stab und Lotosstengel.

Und er berührt die Blumen mit dem Stabe,
Verleihet Flügel all den Flügellosen,
Und hoch erfreuen sich der milden Gabe,
Halb Blüt', halb Vogel, Lilien und Rosen.
Noch siehet man zu seines Durstes Labe
Den Schmetterling um seine Freundin kosen,
Mit Blüt' und Blume kommen und entstehen,
Mit Blüt' und Blume leben und vergehen.

Schneeglöckchen.

Als sich zum ersten mal des Frühlings Milde
Herabgesenkt auf starre Winterauen,
Und warm vom stahlgefugten Himmelsschilde
Der Strahlen Golderguß begann zu thauen,
Da wollte mancher Blume Lichtgebilde
Urplötzlich aus dem stillen Zimmer schauen;
Doch welkend sanken bald die Köpfchen nieder,
Denn alter Frost und alter Reif kam wieder.

Nun hat der Herr der Blüten und der Sterne
Ein Blumenbild aus zartstem Stoff gewoben,
Das, aus der Erde nahrungsreichem Kerne
Zu Licht und Luft gerufen und erhoben,
Den Frühling kündet in die Näh' und Ferne,
Durch leisen Ruf die Blumen lockt nach oben.
Der Lenz vernimmt's und alle Lenzgenossen,
Denn bald erblühn die holden Blumensprossen.

Die Rose.

O Hellas! Hellas! Wunderland der Klänge,
Des Götterathems und der Göttermythe!
Des holden Tonfalls himmlischer Gesänge!
Du Wiegeschoos der süßen Aphrodite! —
Wer sah, wie von der Blumen Lustgedränge
Dein schön gewundner Strand erglüht' und blühte,
Als magdlich fromm und schamhaft am Gestade
Cythere stieg aus warmem Wellenbade?

Hoch wölben sich in prächtig blauen Bogen,
Wie Kuppeln, in der Meeresflut Gerolle,
Und kommen schmeichelnd leis' herangezogen,
Gebannt, als ob zurück nicht Eine wolle,
Die Himmelsspiegel, all' die klaren Wogen,
Und küssen kühlend lind die Glutenvolle.
Sie flechten süß vereint, wie zum Gewande,
Um ihren nackten Leib die Silberbande.

Die Fluten, die an ihren Schoos sich schmiegen,
Bekränzend ihre schlanke Götterfülle,
Vor Freude zitternd an der Brust sich wiegen,
Gleich eines Schleierflores Silberhülle,
Zu fester Masse sich vereinend liegen
Um ihren Leib sie alle plötzlich stille.
Im Morgenrothe morgenröthlich schwellen
Der Rosen viel, geformt aus leichten Wellen.

Es flattern Rosen an der vollen Hüfte,
Dem vollen Busen und den Lockenhaaren;
Es senden süße Hauche in die Lüfte
Die Purpurbecher all', die röthlich klaren,
Wie Weihgefäße, die gewürzte Düfte
Am Opferfest in ihrem Schoos bewahren.
Nun wallt, mit Rosen hold bekränzt, Cythere
Zu Cyperns Insel über glatte Meere.

Und volle Rosenkränze sieht man sprießen
Am Inselstrand, zum Lager ausgebreitet,
Und Düfteströme quellen, wachsen, fließen,
Wohin die Meergeburt, das Wunder schreitet,
Und frohe Menschen singen, preisen, grüßen,
Zum Säulentempel wird das Haus erweitet;
Und fehlen darf es nicht an Rosenkränzen,
Wo reich geschmückt Cytherens Tempel glänzen.

Sonnenrose.

Mit seiner Liebe Feuerarmen hing,
Von hoher Sehnsucht Glutendrang durchwoben,
Der Sonnengott am kalten Erdenring,
Und zog in Lieb' umfangend ihn nach oben.
Weit durch die trüben Erdenkreise ging
Ein süßer Wonneschauer, lustgehoben,
Und Leben schöpften aus des Gottes Leben
Die Dinge, die da irdisch sind und weben.

Und eine schöne Griechenjungfrau stand
Auf hohem Fels, um den die Wogen rollen,
Und streckte flehend ihre zarte Hand
Zum Sonnenfürst, dem Lieb'- und Freudevollen:
„Wie strahlest du, wie leuchtet dein Gewand!
Wie reich und schön bist du dem Blau entquollen!"
Da küßt der Gott mit seinem Strahl die Klippe,
Der Jungfrau Stirn' und Aug' und Rosenlippe.

Vor Lust vergehend rief sie: „Schone! schone!“
Und doch verging sie, und an ihrer Stelle
Aufsproßte mit der strahlenförm'gen Krone
Die Sonnenrose, die, wenn voller Helle
In fernen Ostens rosenwölk'ger Zone
Der Sonnengott emportaucht aus der Welle,
Sich ihm erschließt und ihren Busen weitet
Und Blätterstrahlen ihm entgegenbreitet.

Rosmarin.

Es ruht das Meer mit grünem Spiegeldache,
Und in des Grundes tiefgeborgner Kammer
Geschäftig wühlen Molch und zackger Drache,
Viel Seegewürm und misgeformte Hammer;
Und bei den Würmern sitzt im Seegemache
Meermännin, schwelgend im geheimen Jammer.
Aus ihrer stillen Wellenhalle schaut
Die Königin, dem Meermann angetraut.

Goldstrahlen, die auf Meeressilber wanken,
Vereinen sich zum wonnelichten Bunde;
Glanzwellen, die getaucht in Purpur schwanken,
Erblühn wie Rosen in der weiten Runde.
Da stand ein Ritter stumm voll Nachtgedanken,
Das Auge weilt im tiefen Meeresgrunde;
Die Welle stieg herauf, die Welle schwoll,
Das Auge blickt' hinab, die Thräne quoll.

Die Meerfrau sah in immer weitern Gleisen,
Bewegt vom Thränenfall, die Wogen wallen,
Die Thräne, sinkend in gewundnen Kreisen,
Zur Perle umgewandelt niederfallen;
Nun sang sie wundersame Liebesweisen
Im Wellenglockentone durch die Hallen.
Wie Wahnsinnsred' in Lieb' ersterbend klang,
Gleich Zauberworten, seltsam ihr Gesang.

Und wie er hört ihr wunderbares Singen,
Verlockend mit der Liebe inn'gen Gluten,
Da merkt' er auf und möcht hinab sich schwingen
Und niedertauchen in die Geisterfluten;
Bezaubert ganz hat ihn des Liedes Klingen,
Im Meere soll sein liebend Herz verbluten.
Sie winkt aus lichtgewölbtem Wogengrab
Ihm Gruß und Kuß herauf, und er hinab.

Und lauter Ruf ist plötzlich aus dem Meere,
Wie felsgebrochner Donner, wild erklungen,
Und zornig hat mit dreigezackter Wehre
Sich aus der Flut der Meermann aufgeschwungen,
Mit seiner Waffe todergrimmter Schwere
Getroffen hart den Erdensohn, den jungen.
Meermännin steigt auf rauhem Fels hinan
Und schafft zum Denkmal Rosmarin dem Mann.

Allnächtlich klimmt am hochgesteilten Pfade,
Auf goldgewobnen, luftig leisen Socken,
Meerliebchen hoch zum öden Blutgestade,
Die Thränen trocknend mit den langen Locken,
Und tränkt mit sonnig reinem Meerthaubade
Der Pflanze Blätterflüll' und Blumenflocken.
Es ist mit traur'ger Blüte, immergrün,
Ein stiller Todtenkranz, der Rosmarin.

Alpenröslein.

Nacht ist's — da schwebt mit seiner Strahlenfülle
Der Mond empor, der süß und freundlich lacht,
Und um der Alpenriesen Silberhülle
Glutprangend wirft der Strahlenkränze Pracht.
Mit langen Zügen trinkt in hehrer Stille
Den holden Glanz die tiefgeheime Nacht.
Doch horch! es wird im öden Thale rege
Und klimmt hinan die wilden Felsenstege.

Und einen muth'gen Jüngling sieht man ringen
Zur Höh' hinauf mit eifrigem Bemühn,
Von Klippe sich zu Klippe rastlos schwingen,
Des Abgrunds Jähe messen, freudig kühn.
Er will dem Liebchen seltne Blumen bringen,
Die zart wie Schnee im Alpenschneee blühn.
Schon steigt er auf der Jungfrau weißen Nacken,
Hoch auf des Bergesriesin steilen Zacken.

Und graunvoll drohend sieht der Jüngling ragen
Aus jähem Absturz eine Nachtgestalt,
Wie wenn an traurig trüben Herbstestagen
Ein Nebelduft den Leichenhof umwallt.
Es ist, aus seiner Kluft emporgetragen,
Der Alpenkönig, wie sein Wohnsitz alt.
Was? — ruft er — strebst du nach den holden Blüten,
Die hier die Geister meiner Gattin hüten?

Und grimmig stößt er ihn hinab zum Grunde,
Wie kühn der Jüngling auch entgegenringt;
Und als man früh ins Dorf die böse Kunde
Zu seinem Lieb, dem schönen Eisi, bringt,
Und als schön Eisi fortgeeilt zur Stunde
Und todt auf ihren todten Liebling sinkt:
Ist aus dem Boden, den sein Blut begossen,
Das erste Alpenröslein still entsprossen.

Der Blumen Abendläuten.

Der Abend kommt! Vernimmst du keinen Hall
Als wie von zartgestimmten Silberglocken?
Aus allen Blumen windet sich der Schall
In zarter Schwingung auf, ein süßes Locken.
Der Ruf ertönt! Die Sternlein ziehen all
Im Blau heran wie goldne Blumenflocken!
Sie halten Wacht, das Schwesternheer zu hüten,
Denn drunten ruhn im tiefen Schlaf die Blüten.

Blumentraum.

Goldlichte Funken, sel'ge Sterne glimmen
Am weiten blaukrystallnen Himmelspfade;
Der duft'gen Blüten Würzehauche schwimmen
Im Abendmeer, im lauen Lüftebade;
Und gleiten hört man leise Geisterstimmen,
Und singend wiegt im Thau sich die Cicade:
Da schließt die Blume ihre klaren Augen,
Um Traum und Schlummer wonnig einzusaugen.

Ihr träumt: in heißer Liebe sei befangen
Ihr Herz zu einem stillen Blumenherzen,
Es küßten sich die zarten Blütenwangen,
Die Aeuglein funkelten wie Hochzeitkerzen.
Das ist ein Sehnen, ist ein inn'ges Bangen,
Ein Liebesschwatzen und ein kühnes Scherzen!
Die Düfte haben sich als Gruß gefunden,
Die schönen Häupter küssend sich umwunden.

Und wie sie schwelgt in heißem Liebeswehen,
Weckt sie der Morgenwind mit leichtem Spiele:
Da sieht sie sich verarmt und einsam stehen,
Vor Frost erzitternd in der Morgenkühle;
Es wollen ihr die Augen übergehen
Im schmerzlichen unseligen Gefühle,
Und unaufhaltsam fließt in ew'gem Sehnen
Der Morgenthau, die klaren Blumenthränen.

Zweite Gruppe.

Erzählendes humoristischer Gattung.



Von einem Könige, der eine Gans lieb hatte.

Irische Sage.

Es war ein König in Ireland,
Ein König von reinstem Stamme;
Sein luftiges Schloß hoch einsam stand
Auf zackigem Felsenkamme.
Er war so alt, und wurde gar,
Gott weiß es, noch täglich älter;
Bestiegen hatt' er schon manches Jahr
Nicht mehr seinen Lieblingszelter.

Was halfen ihm im Kellergrund,
Die er gesammelt, die Schätze?
Ihm fehlte ja doch ein Freundesmund
Zu traulich süßem Geschwätze.
Ihm fehlt' aus erst' oder zweiter Eh'
Ein Töchterchen oder auch Söhnchen,
Dem er zu des Landes Wohl oder Weh
Vererben könnte sein Krönchen.

Ein Wesen nur war seine Lust,
Ein Wesen gar fromm und wacker,

Mit schlankem Hals und weicher Brust
Und himmlisch süßem Gegacker.
Das war eine Gans — und welch eine Gans!
Wie wackelte sie mit dem Kopfe,
Wie wackelte zierlich sie mit dem Schwanz,
Wenn er sie kraut' am Kropfe!

Doch leider — sie war schon nicht mehr jung,
Sie wurde schon alt und grämlich;
Ihre Flügel verloren ihren Schwung,
Ihre Augen blickten so dämlich.
Und wenn der König sie wo gezupft,
So stäubten rings ihre Federn;
Am Kopfe sah sie wie ausgerupft,
Am Halse schon dürr und ledern.

Sie ward — des Königs Spielgesell —
Alltäglich greiser und greiser,
Und ihre Stimme, sonst scharf und hell,
Rauhtönend und merklich heiser.
Die Kraft versagt' ihrem Schnabel schier,
Sodaß sie nur mühsam noch käute
Das Futter, welches der König ihr
Auf goldener Schüssel streute.

Da rief der König zu sich hin
Den frömmsten der frommen Väter,
Den gottbegnadeten Sanct-Kevin,
Den heiligen Wunderthäter.

Er spricht: „Du, mache die Gans mir jung,
Wie sie mir sonst angenehm war,
Verleih' ihren Flügeln wieder Schwung —
Kurz, mache sie, wie sie vordem war!"

Da schüttelte Sanct-Kevin den Kopf
Und prüfte die Gans an den Gliedern,
An ihrem Hals und an ihrem Kropf,
Und begann alsdann zu erwidern:
„Die Gans — sie ist zwar etwas alt,
Daß sie zu verjüngen schon schwer ist;
Doch will ich versuchen meine Gewalt,
Weil dies so Euer Begehr ist.

Indeß verzeiht, wenn der Kirche Sohn
Nur wirkt zu ihrem Gewinne;
Auch will jede Arbeit ihren Lohn —
Drum versprecht mir, eh' ich beginne:
Bis dahin, wo sich beim ersten Flug
Die Gans wird niedersenken,
Wollt Ihr das Land sonder List und Trug
Der heiligen Kirche schenken!"

Der König klatscht mit der Hand aufs Knie
Und lacht vor lauter Vergnügen:
„Die heil'ge Kirche — wie sollt' ich die
Um ihren Verdienst betrügen?
Gib meiner Gans die Jugend zurück,
Und nimm mein Reich, das halbe!"

Der Heil'ge machte sein Meisterstück:
Die Gans flog wie eine Schwalbe!

Sie flog über Land und Stromesflut,
Sie flog über Thal und Hügel;
Wie Silber glänzt' in der Sonne Glut
Ihr wieder verjüngter Flügel.
Tief unter sich ließ sie der Nebel Grau
Und das saftige Grün der Eiche.
Sie ruderte durch der Lüfte Blau,
Wie der Schwan wol rudert im Teiche.

Der König ruft: „Das ist ein Flug!
Und weißer wird sie und blänker!
Doch, liebster Heil'ger, nun ist's genug,
Sonst geht mir mein Reich zum Henker!"
Man sah sie nicht mehr — doch winkt sie zurück
Sanct-Kevin (der Heilige konnt' es).
Bald erschien sie von Ferne wieder dem Blick
In der Tiefe des Horizontes.

Sie flog daher über Strom und Land,
Ueber Thal und schwellende Hügel;
Wie Silber glänzt' in der Sonne Brand
Ihr wieder verjüngter Flügel.
Tief unter sich ließ sie der Nebel Grau
Und das saftige Grün der Eiche;
Sie ruderte durch der Lüfte Blau,
Wie der Schwan wol rudert im Teiche.

Sie flog zum Fenster ins Schloß hinein
Und auf den Schoos dem König;
Ihr Gefieder war wieder so seidenfein,
Ihre Stimme so silbertönig.
Er schloß ihr wieder den Käfig auf,
Den goldnen, mit goldenem Schlüssel:
Er streut' ihr sorglich wieder zuhauf
Das Futter auf goldener Schüssel.

Er sprach: „So artig und schmuck wie du
Ist kein Unterthan im Lande,
So kugelrund und genährt dazu —
Ich sag's dem Volke zur Schande.
Beim Tausche, den ich der Kirche bot,
Erhielt ich ja dich, du Feiste,
Die Kirche ein Land voll Jammer und Noth —
Wer gewann dabei wol das Meiste?“

Ein dummer Teufel.

Sage aus Trier.

Die Kirche war nach Riß und Plan
Erbaut von Meisters Händen,
Da fragt' er sich in trübem Wahn:
Doch wie den Thurm vollenden?
Mit Zauberwort und Zaubermacht
Beschwor er drum in dunkler Nacht
Einst einen dummen Teufel.

Der hat zu helfen zugesagt
Und ließ den Bau sich zeigen.
„Was für ein Haus?“ hat er gefragt;
„Denn darin bin ich eigen.“ —
„Ein Spielhaus ist's!“ erwidert' ihm
Der Meister, und das Ungethüm
Glaubt' es — der dumme Teufel!

Und als er die Altäre sah,
Da fragt er hastig wieder:

„Was sind das für Allotria
Im Haus hier auf und nieder?“ —
„Spieltische sind's!“ erwidert' ihm
Der Meister, und das Ungethüm
Glaubt' es — der dumme Teufel!

Nun ging es an das Werk mit Kraft;
Der Teufel hat die Steine
Des Nachts zum Bau hinaufgeschafft —
Wie rührt' er Arm' und Beine!
Bald stand der Thurm vollendet da,
Daß Jeder ihn mit Staunen sah —
Und selbst der dumme Teufel!

Doch als der Glocke Ton erklang,
Und als vom hohen Chore
Das Kyrie eleïson drang
Hinaus zum Kirchenthore:
Da merkt' er an der Litanei,
Daß dies doch grad' kein Spielhaus sei —
Der arme dumme Teufel!

Drauf nahm er voller Grimm und Zorn
Den ersten Stein den besten
Und schleuderte, so recht von vorn,
Ihn nach dem Bau, dem festen.
Doch macht' im Dom der Stein kein Loch;
Man sieht ihn heutzutage noch —
War das ein dummer Teufel!

Seit jener Zeit ist's Sitte nun,
Daß Herr'n, die mächtig schalten
In Land und Reich, für all ihr Thun
Sich dumme Teufel halten.
Sie baun; doch baun sie sicherlich
Für einen Andern, nicht für sich —
Die dummen armen Teufel!

Der Deutsche an der Himmelsthür.

Sanct-Peter stand am Himmelsthor
Mit dem klappernden Schlüsselbunde.
Da stieg ein Abgeschiedner empor
Vom dunstigen Erdenrunde.
„Wer bist du?“ — „Ein Mann aus dem Frankenreich!“ —
„Alle Achtung!“ rief Sanct-Peter sogleich,
„Tritt nur hinein in die Pforte!
Ein Franzos braucht keine Escorte!“

Und wieder kam eine Seel' heran
Mit stolzem mächtigem Schritte.
„Euch sieht man's an den Augen an“,
Sprach Sanct-Peter, „Ihr seid ein Britte!
Nur herein, Freund Britte! Denn sicherlich,
Wehrt' einem Britten den Eintritt ich,
So kämen alle Theerjacken,
Um mich an der Hüfte zu packen.“

Drauf kam mit einem mächtigen Satz
Zur Thür ein stolzer Hispanier.
„Zu oberst im Himmel gebührt der Platz“,
Rief er, „einem Castilianer!“ —
„Nicht übel!“ stottert Sanct-Peter hervor;
„Tragt drinnen selbst Eure Sache vor!
Ich menge mich nicht in dergleichen —
Doch dem Spanier muß Alles weichen!“

Gesagt, geschehn! Da kamen herbei,
Als wie mit einem Schusse,
Der abgeschiednen Seelen zwei,
Ein Yankee und ein Russe.
„Wir sind die künftigen Herrn der Welt —
Drum aufgemacht das Himmelszelt!“ —
„Gemach!“ brummt Sanct-Peter, „nur ruhig!
Was ich thun kann, nun das thu' ich.“

Sie waren drin. Nun kam allein
Mit Wanderbuch und mit Passe,
Mit Tauf-, Trau-, Verhaltungs- und Impfungsschein
Eine Seele besonderer Rasse.
Sanct-Peter rümpft die Nase und spricht:
„Was kommt denn da für ein närrischer Wicht
Mit gar so vielen Papieren —
Und keins davon zu verlieren!“

Die Seele fragt: „Ist nicht für mich
Ein Platz noch im Paradiese?

Wenn auch ganz hinten, bescheidentlich,
Für mich und meine Luise,
Die, wenn mein Geist sich nicht gänzlich irrt,
Aus Sehnsucht mir baldigst folgen wird;
Denn ich liebte sie wie Werther
Die Lotte, und sie war nicht härter." —

„Woher des Lands?" — „Das weiß ich nicht,
Das steht ja im Wanderbuche;
Auch trag' ich, seid Ihr darauf erpicht,
Noch mehr Papiere im Tuche." —
„Das kommt mir sehr verdächtig vor!"
Ruft Sanct-Peter, der die Geduld verlor.
„Eure Sache scheint mir nicht richtig
Und Euer Ich fast als Nicht-Ich."

Nun prüfte Sanct-Peter das viele Papier,
Documente, wol an die Hundert,
Eine ganze Sammlung von Acten schier,
Daß Petrus darob sich verwundert.
„In Borna geboren, geimpft, gelernt,
Darauf sich heimlich von dort entfernt,
Gekommen alsdann nach Risa —
Gott sei Dank! Hier fehlt nicht das Visa.

Dann Leipzig, Cottbus und Schievelbein,
Dann Zeiz, Schleiz, Greiz und auch Spremberg,
Dann Gera, Halle, Giebichenstein,
Dann Grünberg, Bamberg und Lemberg,

Wien, München, Stuttgart, Kassel und Köln,
Hannover, Braunschweig, Hamburg und Mölln,
Dann Querfurt, Ochsenfurt, Steinfurt,
Zwei Frankfurts, endlich nach Schweinfurt —"

Nachdem er das Alles herausbuchstabirt,
Spricht Sanct-Peter: „Ah, nun begreif' ich!
Ihr seid aus Deutschland! Sagt's ungenirt!
Auf der Landkarte sah ich häufig
Die Namen der Städte wie verhext
In schwarzen Lettern angekleckst.
Doch, wo seid Ihr angesessen?
Den Todtenschein nicht zu vergessen!" —

„Ach, lieber Herr! Wie Ihr doch schnaubt!
Ich bin nur hindurchgesegelt,
Und wenn ich wo festzusitzen geglaubt,
Hat man mich hinausgemaßregelt,
Und mittels des Schubs! So bin ich meist
Durch Stadt und Land recht wohlfeil gereist.
Ich muß es dankbar erkennen —
Es war ein Kirchthurmrennen.

Die Feldjägerschaft und die Gendarmerie —
Man trifft sie auf allen Wegen —
Sind in solchen verwickelten Fällen nie
Um ein Wie und Warum verlegen.
Sie sorgen dafür, daß Jedermann
Genügend sich unterrichten kann

Ueber Deutschlands verworrne Statistik
Und Populationistik.

Daß mir ein Todtenschein gebricht,
Das liegt ja auf den Händen,
Man pflegt doch ein Todtenzeugniß nicht
Den Todten selbst zu spenden.
Man denkt in Deutschland: Sind wir ihn los,
Mag er selber sehn, wie in Himmelsschoos
Und unter die Heil'gen, Frommen
Er ohne Schein mag kommen."

Kopfschüttelnd sprach Sanct-Peter nun:
„Ihr dauert mich, armer Geselle!
Doch muß ich, um meine Pflicht zu thun,
Anfragen an höchster Stelle.
Eure Sache, Freund, steht zwar nicht gut,
Verliert indeß darob nicht den Muth!" —
„Ach", sprach die Seele, „verzeihen
Muß man solche Scherereien!"

In den Himmel eilte Sanct-Peter alsbald
Mit dem ganzen Stoß von Papieren.
Da mußt' er, gerad' in der Thüre Spalt,
Ein Stück davon verlieren.
Gewandt und pfiffig sprang im Nu,
Das Papier ihm reichend, die Seele hinzu,
Um so mit flüchtigem Hüpfen
In den Himmel hineinzuschlüpfen.

„Bleibt draußen“, sagt Sanct-Peter im Gehn,
„Bis Eure Sache im Reinen!“
Die Seele spricht: „Ich muß doch sehn,
Wohin Ihr wollt mit den Scheinen!“
Und wie sie so zanken an der Thür,
Tönt mächtig eine Stimme herfür
Durch die ganze Himmelshalle
Mit klarem Posaunenschalle:

„Laß, lieber Petrus, mir nur herein,
Den Mann, den soviel gehetzten!
Die Letzten sollen die Ersten sein,
Die Ersten aber die Letzten.
Was ist des Deutschen Vaterland?
Auf Erden hat er es nicht gekannt;
Doch Platz ist im Paradiese
Für ihn und seine Luise!“

Ja!

Im Gartenraine traf er sie,
Da ward's ihm wunderbar;
Ihm war, er wußte selbst nicht wie
Und sie nicht, wie ihr war.
Er wußte nur, daß ihm geschehn,
Was ihm noch nie geschah.
Er bat nur, nebenher zu gehn,
Und ruhig sprach sie: Ja!

Er ging mit ihr, und sprach doch nicht,
Er war wie dumm und blind;
Nur immer sah er ins Gesicht
Dem süßen lieben Kind.
Der Mund so roth, der Blick so warm
Und alles Das so nah!
Da bat er sie um ihren Arm
Und ruhig sprach sie: Ja!

Leicht wird man müde, wenn man geht
Und nicht im Gehen spricht,
Und nur zuweilen stille steht
Und eine Blume bricht.
So ging es ihm, als eine Bank
In dunkler Laub' er sah.
„Ich dächt', wir setzten uns!" — Nicht lang',
Und ruhig sprach sie: Ja!

Doch was nun thun? — Da saß das Paar
Am heimlich lieben Ort;
Er war im Denken sich nicht klar,
Sie wußt' ein einzig Wort —
Ein einzig Wort, das sie verstand!
Schon kühner sprach er da:
„Erlauben Sie mir Ihre Hand!" —
Und ruhig sprach sie: Ja!

Wie schnell geschlossen wird ein Bund
In stiller Dämmrung Kreis,
Wenn so ein lieber rother Mund
Nur „Ja" zu sagen weiß!
Um einen Kuß bat er sie schon
Und bog die Lippen nah
Und flehte mit so warmem Ton —
Und ruhig sprach sie: Ja!

Er sprach: „So bist du ewig mein?“
Und wieder sprach sie: Ja! —
„Und willst du meine Gattin sein?“
Und immer nichts als: Ja! —
Und kurze Zeit vergangen war
Und wieder sprach sie: Ja! —
Es war ihr Ja! am Traualtar,
Doch auch ihr letztes Ja!

Was thut man nicht aus Liebe!

Zwei werben um ein Mägdlein schön —
Das Mägdlein spricht in Hulden:
„Vor meinem Fenster mögt ihr stehn
Und treulich euch gedulden.
Und wer vom Platze nimmer weicht,
Dem wird zuletzt der Kranz gereicht —
Was thut man nicht aus Liebe!“

So stehen sie nun sonder Trug,
Die beiden wackern Jungen;
Der Eine gar die Laute schlug,
Der Andre hat gesungen.
Sie stehn und harren ohne Wank,
Sie stehen tag- und mondenlang —
Was thut man nicht aus Liebe!

Der Winter kommt, es kommt der Reif,
Sie glänzen wie von Glase,
Sie frieren ein, sie frieren steif,
Voll Eis hängt ihre Nase.

Sie sind in Schnee wie eingescharrt,
Ihr Mantel wie ein Panzer starrt —
Was thut man nicht aus Liebe!

Der Frühlingssonne milde Glut
Beginnt das Eis zu schmelzen;
In Strömen rinnt die Wasserflut
Von ihren Winterpelzen.
Das Mägdlein spricht: „Nun geht nach Haus,
Ihr hieltet gut und wacker aus —
Was thut man nicht aus Liebe!“

Der Eine hört's und läuft davon
Und hat sich rasch empfohlen
Und sagt: „Mamsell! den Liebeslohn
Will ich mir später holen.“
Der Andre spricht: „Jetzt wird es schön,
Jetzt will ich erst beharrlich stehn —
Was thut man nicht aus Liebe!“

Er steht und steht, bis gar ein Strauch
Umwachsen seine Glieder;
Da beugt mit zartem Liebeshauch
Die Maid sich zu ihm nieder:
„Nimm hin den Kranz, mein Held so kühn!“
Er aber flüstert aus dem Grün:
„Was thut man nicht aus Liebe!“

Das Lied vom Palmerston.

Was jüngst zu Michelheim geschah,
Ist ganz was Unerhörtes.
Viel Volks versammelte sich da,
Ein frevelhaft empörtes.
Und vor des Bürgermeisters Haus
Zog's mit dem Lied vom Hecker.
Wie trieben sie's so bunt und kraus,
Die Fleischer, Schmiede, Bäcker!
    Sie haben revoltirt
    Und katzenmusicirt,
    Drei Fenster eingehaun
    Zu aller Edlen Graun.
Wer Solches angestiftet hat,
O sagt es mir, wer ist er? —
Der Palmerston, der Palmerston,
Der englische Minister!

Fast grauenhafter trieben's gar
In Zopfstädt die Rebellen.
Da sammelte sich eine Schar
Heroischer Gesellen,
Die stürmte mit verwegnem Muth
Des Kleiderjuden Laden,
Und that ihm zwar an seinem Gut,
Doch nicht am Leibe Schaden.
Sie haben schlimm gehaust,
Die Kleider arg zerzaust,
Zerknittert und zerdrückt,
Zerrissen und zerstückt.
Wer Solches angestiftet hat,
O sagt es mir, wer ist er? —
Der Palmerston, der Palmerston,
Der englische Minister!

In Bocksburg widersetzten stark
Die Schüler sich in Quarta.
Das kommt von all' dem dummen Quark,
Dem Quark aus Rom und Sparta.
Sie pfiffen ihren Lehrer aus,
Der sie gesucht zu bessern,
Und warfen gar — es ist ein Graus! —
Nach ihm mit Tintenfässern.
Wie trommelte voll Wuth
Die junge Frevlerbrut!
Wie hat sie gar so wild
Das Heckerlied gebrüllt!

Wer Solches angestiftet hat,
O sagt es mir, wer ist er? —
Der Palmerston, der Palmerston,
Der englische Minister!

Da, „wo der Sand der Dünen weht"
Und Deutschlands Grund verflacht sich,
Zählt Greifswalds Universität
Studenten wol an achtzig.
Die haben, als mit Hohngemeck
Vom Bierhaus sie gekommen,
Dem Wächter gar zu seinem Schreck
Die Pfeife weggenommen.
Sie bliesen selbst darauf
Die Straßen ab und auf;
Sie bliesen mörderlich,
Der Ruh' nicht förderlich.
Wer Solches angestiftet hat,
O sagt es mir, wer ist er? —
Der Palmerston, der Palmerston,
Der englische Minister!

Er ist's, der jede Unthat schürt
Vom Po bis zu der Eider,
Der wie am Gängelbande führt
Die Schuster und die Schneider;
Der, wenn er nur ganz leise pfeift
So vor sich hin im Gehen,

Der, wenn er in die Tasche greift,
Emeuten läßt entstehen.
  Wenn Palmerston nicht wär',
  Dann dächte Niemand mehr
  An Conspiration
  Und Revolution.
Schon längst ist bis zum Rande voll
Dein Sünden-Strafregister,
O Palmerston, verteufelter,
Du englischer Minister!

Vom Schah bis zum Gänsejungen.

Der Schah von Persien zürnt — und wenn er zürnt,
So gibt's ein Unglück, das weiß jeder Perser.
Der Schah von Persien zürnt! „Holt mir herbei",
So ruft er wild, „den ersten Staatsminister!"
Der kommt, ganz zitternd und ganz bleich, versteht sich.
„Du Hund von einem Menschen!" ruft der Schah,
„Du hast das Mark des Landes ausgesogen.
Ich selber steck' in Schulden — Allah weiß es! —
Indeß du gierig Schätz' auf Schätze sammelst.
Hör' meinen Vorschlag nun und wisse, Hund!
Daß ich ein echter Communist geworden
Und mit dir ehrlich theilen will, wie's recht ist:
Du übernimmst die Hälfte meiner Schulden
Und ich die Hälfte deines Reichthums! So
Gleicht sich das Misverhältniß bestens aus.
Wenn du dich weigerst, so verfüg' ich, Hund,
Ein andres Theilungswerk, und lasse dich
Nach gutem Perserbrauch durch Henkers Hand
Vom Fuß zum Scheitel auseinander sägen!

Nun wähle, wie du theilen willst!“ — „Wie Allah will!“
Erwidert ängstlich stotternd der Minister,
„Und Allah will, was mein Gebieter will!“
Er eilt davon und denkt im Gehn bei sich:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Schahs von Persien!“
Zu Hause angelangt geht er mit sich
Zu Rath, wie er zu seinem Schaden komme.
Da fällt der Gouverneur der Stadt ihm ein —
Der Gouverneur — ja, der muß Hülfe schaffen!
Man ruft ihn, und der Gouverneur erscheint.
„Du Hund von einem Gouverneur!“ schnaubt ihn
Der Staatsminister an, „du meinst, wir wüßten
Um deine miserabeln Streiche nicht?
Wie du die bravsten Leute plagst und plünderst
Und unrecht Gut in deinem Hause häufst?
Doch solches Gut gedeiht nicht in den Händen
Des Sünders, der zusammen es gescharrt.
Drum gehe in dich, Hund, und theil' mit mir
Dein Geld und Gut, wie ich mit dir aus reiner
Uneigennützigkeit dein Unrecht theile;
Damit, wenn du gehängt wirst, ich auch hänge.
Gab's einen Vorschlag je, der bill'ger wäre?“
Drauf geht der Gouverneur und denkt bei sich:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Staatsminister!“
Zu Hause angelangt, geht er mit sich
Zu Rath, wie er zu seinem Schaden komme.
Da fällt der erste Edelmann des Reichs

Ihm ein — der Edelmann, ja, der muß helfen.
Man ruft ihn, und der Edelmann erscheint.
„Hund!“ schnaubt der Gouverneur ihn wüthend an,
„Wir wissen, wie du deine Bauern schindest
Und nur von ihrem sauren Schweiße lebst.
Ein Wort von mir — und selbst wirst du geschunden,
Und zwar nach kaiserlichem Reglement,
Wie es bei uns in Häutungssachen üblich.
Ein Trost bleibt's immer, abgehäutet werden
Nach des Gesetzes heil'gen Paragraphen,
Recht Schnitt für Schnitt, von kunstverständ'ger Hand.
Indeß gibt Keiner seine Haut gern hin
Um Nichts und wieder Nichts. Viel lieber büßt man
Vom ungerechten Mammon etwas ein.
Drum theile, Freund, dein Geld und Gut mit mir,
Wogegen ich aufs heiligste verspreche,
Daß ich, falls man uns faßt, zur Hälfte gern
Mich häuten lassen will, damit du mindstens
Doch auch zur Hälfte deine Haut behältst.
Gab's einen Vorschlag je, der bill'ger wäre?“
Drauf geht der Edelmann und denkt bei sich:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Gouverneure!“
Auf seinem Gute angelangt, geht er mit sich
Zu Rath, wie er zu seinem Schaden komme.
Ei, denkt er, reiche Bauern gibt's genug,
Die, wie man ihnen auch die Hände binde,
Ihr Schäfchen doch zu scheren wissen. Also denkt
Der Edelmann und läßt den reichsten Bauer

Des Dorfes kommen, und der Bauer kommt.
„Du Hund von einem Bauer", fährt voll Grimm
Der Edelmann ihn an, „ich weiß, wie du
Und deine Söhn' und Schwiegersöhne knausern,
Wie ihr verfälscht, was ihr zu Markte bringt,
Wie ihr die Städter prellt, wie ihr mich selbst
Aufs schnödeste betrügt, und euern Knechten
Den Lohn in Schlägen auszahlt statt in Baarem.
Was nützt in eurem Schrank das Geld der Menschheit,
Dem allgemeinen Wohl, dem Perservolk?!
Ich appellir' an eure Menschenliebe,
An euer vaterländisches Gefühl.
Drum öffnet euren Schrank! Ich will das Geld
In Umlauf bringen und es nützlich machen.
Doch wenn ihr's weigert, nun, bei Allah! wißt,
So lass' ich euch die Bastonnad' ertheilen,
Euch und den Söhnen und den Schwiegersöhnen,
So lang' und unverdrossen, bis ihr euch
Besinnt was Rechtens ist im Dienst der Menschheit!"
Der Bauer geht und denkt im Gehn bei sich:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Edelleute!"
Er ist zu Hause kaum, so tritt ihn an
Der Ochsenknecht und fodert seinen Lohn.
„Was Lohn? Da hast du deinen Lohn, du Hund!"
Ruft wilderzürnt der Bauer, und er drischt
Wahnsinnig los auf seinen Ochsenknecht
Mit Stock und Faust, und zerrt ihn an den Haaren.
Der Ochsenknecht macht schnell sich aus dem Staube

Und läuft ins Feld hinaus und rast und tobt:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Bauern Persiens!“
Zum Unglück stößt er auf die Gänseherde
Und strauchelt über eine fette Gans,
Die zwischen seine Füße ihm gerieth.
Voll Wuth und Zorn packt er den Gänsejungen
Und zaust ihn weidlich ab nach rechts und links.
Der Gänsejunge zappelt, klagt und schreit:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Ochsenknechte!“
Und seinen Aerger auszutoben nimmt er
Den langen Haselstecken, und er schlägt
Auf seine Gänse los. Die Gänse flattern
Nach allen Seiten und sie schrein und kreischen,
Als riefen sie in ihrem Kauderwelsch:
„Wann wird uns Allah frei und glücklich machen?
Der Henker hole alle Gänsejungen!“

Frau Wahrheit.

Wer ist's, der dort durch die Straßen schleicht?
Es ist die Frau Wahrheit!
Vor Kummer ist längst schon das Haar gebleicht
Der armen Frau Wahrheit!
Sie hat ganz offen und unverzagt
Im Königspalast ihre Meinung gesagt,
Da ward sie gleich hinausgejagt,
Die gute arme Frau Wahrheit!

Sie kam zu einem reichen Mann,
Die gute Frau Wahrheit!
Er sah sie lieb und freundlich an,
Die arme Frau Wahrheit!
„Glaubt mir, ich bin kein Fürstenknecht!
Man handelt am Volk auch gar zu schlecht,
Und was Ihr sagtet, das war ganz recht,
O gute liebe Frau Wahrheit!“

Er nahm sie sofort auch in sein Haus,
Die gute Frau Wahrheit,

Und schmückte sie schön und stattlich aus,
Die arme Frau Wahrheit!
„Sagt Jedem Eure Meinung nun
Für all sein lästerlich sträflich Thun,
Ihr sollt auch auf weichen Federn ruhn,
Ihr gute liebe Frau Wahrheit!“

Doch kaum war eine Woche um,
O gute Frau Wahrheit!
Da nahm er selber etwas krumm
Von der armen Frau Wahrheit.
Sie hat ihre Meinung ihm nicht verhehlt,
Worin er geirrt, worin er gefehlt.
Er rief: „Hinaus, wenn Ihr so mich quält,
Ihr unverschämte Frau Wahrheit!“

Sie kam zu eines Geistlichen Thür,
Die gute Frau Wahrheit!
Der Heilige trat auch bald herfür,
O arme Frau Wahrheit!
Sie sprach: „Ehrwürdiger, laßt mich ein!“
Und er erwidert: „Das kann kaum sein,
Mein Hab und Gut ist gar zu klein,
O liebe gute Frau Wahrheit!“

Sie rief in ihrem edlen Zorn,
Die gute Frau Wahrheit:
„Wer hat wie Ihr soviel Weizen und Korn?
Ich sag's, die Frau Wahrheit!

Euch geistliche Herrn, Euch kennt man schon!"
Er rief voll Wuth: „O freche Person!
Hinaus mit Euch!" — „Ich gehe schon!"
So sprach die arme Frau Wahrheit.

Sie kam zu einem Mann, im Land
Als Freund der Frau Wahrheit
Und als Verfechter des Rechts bekannt,
Die gute Frau Wahrheit!
Mit offenen Armen empfing er sie:
„Wir bleiben zusammen, wir trennen uns nie,
Wir wissen ja Beide das Was und Wie,
O gute, liebe Frau Wahrheit!"

„Nur eine Bedingung — drum aufgepaßt!"
Sprach die gute Frau Wahrheit.
„Die Lüge war stets mir aufs ärgste verhaßt,
Drum heiß' ich Frau Wahrheit.
Was an Euch schlecht ist, das nennt auch schlecht,
Seid niemals Tyrann, wie niemals ein Knecht,
Verdreht sophistisch auch niemals das Recht
Und niemals die heilige Wahrheit!"

Da zuckt die Achsel der Biedermann:
„O liebe Frau Wahrheit!
Im Dienste der Freiheit kommt's niemals an
Auf Lüge und Wahrheit.
Ein jedes Mittel ist recht und gut,
Wenn's nur zur Zeit seine Wirkung thut;

Wer nicht zur Lüge besitzt den Muth,
Besitzt ihn auch nicht zur Wahrheit!"

Betrübt im Innern empfiehlt sich alsbald
Die gute Frau Wahrheit.
Wo hast du nun einen Aufenthalt,
O arme Frau Wahrheit?
Doch wie sie nun so in Aengsten irrt
Und Alles ihr vor den Augen flirrt,
Da denkt sie: die Hütte der Armen wird
Ein Asyl der armen Frau Wahrheit!

Sie klopft an ein Häuschen — es ist gar klein —
Die gute Frau Wahrheit.
Sie bittet und fleht — man läßt sie ein,
Die arme Frau Wahrheit.
Sie erzählt, sie plaudert, sie weint und klagt,
Wie sie, gefragt oder ungefragt,
Dem König, dem Reichen die Wahrheit gesagt —
Die gute, arme Frau Wahrheit.

„Was Ihr gethan, war brav und recht,
O gute Frau Wahrheit!
Die Menschen sind auch gar zu schlecht,
O arme Frau Wahrheit!
Zwar klein und dürftig ist unser Haus,
Wir hungern bei der Andern Schmaus;
Doch ruht Euch nun auf dem Lager aus,
O gute, liebe Frau Wahrheit!"

Da sieht sie sich in dem Zimmer um,
Die gute Frau Wahrheit,
Und plötzlich rief sie, — wie war das dumm! —
Die arme Frau Wahrheit:
„Ihr seid zwar arm, doch saubrer fürwahr
Fand ich's bei Manchen, bei Aermern sogar;
Ich muß es sagen, denn es ist wahr,
Ich arme, arme Frau Wahrheit!“ —

„Du schlechtes Geschöpf! Hinaus mit dir,
Gemeine Frau Wahrheit!
Was suchst du bei uns? Was willst du hier?
Was soll uns Frau Wahrheit?“
Sie trieben mit Schlägen sie auf vom Stroh —
So traurig ging's ihr noch nirgendwo.
Das ist die Geschichte voll Ach und O
Von der guten, armen Frau Wahrheit!

Dritte Gruppe.

Jugendleid und Jugendlust.

An den Blitz.

Hoher Sohn der Donnerwolke,
Blitz, hier hast du meine Brust!
Geh' vorbei am niedern Volke,
Sängermord sei deine Lust!
Trage mich auf Flammenflügeln
Zu der Götter hehrem Chor;
Von der Erde Grabeshügeln
Trage mich, o Blitz, empor!

Dein bin ich und war ich!

Und will für mich, und will für mich
Dein Busen liebend schlagen,
So werd' ich dich, so werd' ich dich
In meinem Herzen tragen.
Mein Herz, unendlich tief und weit,
Ist eine Welt von Thränen,
Von Leid und Lust, und Lust und Leid,
Von Lieb' und Liebessehnen.
Dein bin ich und war ich
Und werd' ich sein,
Und warst du die meine,
So bleibe mein!

Der Blumen schön, der Blumen zart
In meinem Lebensgarten
Sollst du, nach treuer Liebe Art,
Mit frommen Händen warten.

Wie müssen fröhlich dann gedeihn
Maßlieb und andre Stäudchen,
Vergißnichtmein, Gedenkemein
Und Immergrün, das Kräutchen!
Dein bin ich und war ich
Und werd' ich sein,
Und warst du die meine,
So bleibe mein!

Dichterleben.

Oft sagen zu mir die Leute:
Ich wäre gar nicht dumm,
Doch ginge mir Alles im Kopfe
Gar wüst und bunt herum.

Es käme beim Dichten und Denken
Nicht eben viel heraus,
Auch sähen die Dichter so traurig,
Und blaß und hager aus. —

Ich lebe vom Duft, ihr Leute!
Von Morgen- und Abendroth;
Ich lebe von der Dichtkunst,
Ohne Dichtkunst wär' ich todt.

Ich lebe von der Liebe,
Ohne Liebe wär' ich nicht;
Ich lebe von Liebchens Augen,
Und ihrem Zauberlicht.

Und läßt auch seine Sänger
Verhungern das deutsche Land,
Drum hat sich Keiner zu kümmern:
Sie verhungern auf eigene Hand.

Die Liebe ein Geier.

Kannst du, mein junges
Trotziges Heldenherz,
Lieben und schmachten,
Schmachtend vergehen,
Und im Vergehen
Höher noch glühn?
Schmählich, schmählich
Bist du gefallen!
Stärker als Leben
Ist deine Liebe,
Schwächer als Liebe
Selber der Tod;
Selber im Tode
Mag sie nicht fliehn.

Herrscherin Liebe!
Morgenroths Abendroth!
Enge gezogen
Hast du die Grenzen,

Die zwischen Leben
Und Sterben ziehn;
Leben und Sterben
Ziehst du zusammen,
Hölle und Himmel,
Nichtsein und Sein.

In ewigen Nächten
Lieg' ich gekettet
An rauhem Gestein.
Tief in des Lebens
Leben hinein
Gräbt sich die Liebe,
Zehrt mir am Herzen;
Wächst mir das Herz,
Schwillt mir zum Herzen
Wieder der Schmerz,
Nagt mich von neuem
Der Geier der Liebe,
Der immer wache,
Der nimmersatte,
Dem ewige Nahrung
Mein Herzblut gibt.

Wenn ich vergesse,
Daß ich gewesen,
Nimmer vergess' ich,
Daß ich geliebt.

Bergreise.

Durch die Berge, stark und rüstig,
Lenk' ich meinen sichern Schritt,
Ob ein Spuk auch, kalt und listig,
Mir den engen Pfad vertritt.
Wenn mein Herz im Kampfesdrange
Und in heißer Sehnsucht bricht,
Ruf' ich heiter im Gesange:
Brich, o Herz! Doch zage nicht!

Wilde Stürme werden rege
In dem alten Tannenhain,
Auf die engen Weg' und Stege
Fällt des Wetters falber Schein.
Sorglos wandernd, ob die Blitze
Tödten mögen oder nicht,
Drück' ich fest die Reisemütze
Mir ins blasse Angesicht.

Frühling als Bräutigam.

Lenz umfängt die junge Erde
Mit der Liebe Lustgeberde;
Neigt sich nach der Liebe Weise
Zierlich leicht und flüstert leise,
Flüstert leis' im lauen Hauche
Stiller Winde,
Linde, linde,
Nach der Liebe heil'gem Brauche.

Schreibt mit goldner Blumenletter,
Schreibt auf zartgewirkte Blätter,
Schreibt an still geheimem Orte
Wundersame Liebesworte,
Offenbart der Blütenwesen
Urgeheimniß
Ohne Säumniß,
Blumenräthsel, süß zu lösen.

Und im Tonfluß lebt die Liebe,
In Gesängen hell und trübe,
Steigt im Springquell flüss'ger Lieder,
Steigt empor und senkt sich wieder,
Muß im höchsten Lustbeglücken
    Wanken, weichen
    Und erbleichen,
Doch im Tode noch entzücken.

Die Flüchtige.

Ich stand auf grünem Wiesenplan
Und sah die goldnen Wolken an;
Die Wolken zogen leicht und frei
Im Abendduft an mir vorbei.

Ich stand am klaren Erlenbach
Und sah den Silberwellen nach;
Die Wellen zogen leicht und frei
Wie Demantblitz an mir vorbei.

Ich stand im schattendunkeln Hain
Und freute mich der Vögelein;
Ich stand, da flogen leicht und frei
Die Vögel all' an mir vorbei.

Ich sah mein holdes Liebchen gehn,
Da blieb ich still am Wege stehn;
Ich stand und rief, doch leicht und frei
Zog sie wie Wolk' und Bach vorbei.

Ja! Lieb' ist wol wie Wolkenzug,
Wie Wellenspiel und Vögelflug;
Und ob man fleht und ob man spricht,
Sie geht vorbei und hört es nicht.

An die Sonne.

Die du mit fernher treffenden Strahlen,
Mit Feuerwallung und Feueraugen,
Und mit des Urlichts reinster Entschleierung
Anschauest Monden und Erden,
Und der Erden und Monde Thiergeschlechter,
Und bewohnten Staub und staubige Wohnungen,
Sammt armseligen Menschlein umher,
Die rings annisten in Städtehaufen,
In des Hüttengedrängs Ameisenbau,
Und all' sie anwehst mit des Athems
Glühender Fülle — der Allsonn' Abglanz!
Der ewigen Lieb' Heroldin, die ewige!
Glutsenderin! Glutgeborene Königin!
Könnt' ich dich stürzen
Von deinem Thron!

Ich nähme das Herz
Meiner Geliebten und legt' es nieder
Auf den eroberten Sonnensessel:
Daß es lächelnd strahl' auf der Staubgebornen,

Der unbewanderten Erdenwandrer
Mühvolle Zwecke,
Zwecklose Mühen:
Daß es im freundlichen Glanzring
Abspiegle die Welt;
Daß es leuchtend erwärm' und wärmend erleuchte,
Und Liebe lehr' unmündige Seelen,
Und herrlich strahle, der irdischen Liebe
Hochheil'ge Verklärung,
Der himmlischen Lieb' hochheiliges Abbild,
Und stets auch mir, dem rastlos schreitenden
Weltpilger leuchte, ein leitender Liebesstern,
Allliebend, allgeliebt, hoch
Droben am Himmel.

Das Haus.

Es gibt ein Haus — 's ist ein Herbergshaus,
Drin gehn die Gäste wol ein und aus;
Die Gäste verweilen ein Kleines dort,
Sie träumen und schlafen und gehen fort.

Es gibt ein Haus — 's ist ein Narrenhaus,
Drin gehen die Thoren wol ein und aus;
Sie dünken sich weise und bleiben dumm,
Und gehn umeinander im Kreis herum.

Es gibt ein Haus — 's ist ein Leichenhaus,
Und Todtengräber gehn ein und aus;
Sie graben und schaufeln, so lang' es geht,
Und sinken zu Grabe früh oder spät.

Ja Gäste, Narren — und Leichen dann!
So ist es ein Haus für Jedermann,
Drin Jeder lügt und Jeder prahlt
Und mit seinem Leben die Zeche bezahlt.

Der Käfer.

Es schläft, umwallt von duft'ger Blätterfülle,
In goldner Wieg' ein goldnes Frühlingskind,
Da pocht ans Thor der Auferstehungshülle
Mit lindem Flügelschlag der Morgenwind.

Und auf den Ruf erwacht der kleine Schläfer,
Schwebt aus der Hülle, schauet klug empor,
Und schwirret mit dem lust'gen Volk der Käfer,
Den Flügel prüfend, hin zum Blumenflor.

Er wählt zum Nachtbett sanftgeschwellte Moose,
Zum Kühlungsbade reiner Lüfte Blau,
Zum Duftpalast den Purpurbau der Rose,
Zum Kelch die Lilie und zum Wein den Thau.

Er findet, halb im Flug, Getränk und Weide,
Und endlich auch im Busch sein Bräutchen klein;
Nun leben fröhlich Beid' und lieben Beide,
Und sterben Beid' im bunten Blumenhain.

Zum Brautbett' hat Narcisse sich erboten,
Und hält umschirmt das Paar mit Silberlaub,
Das Brautbett wird zum Grab den kleinen Todten,
Und auf die Todten fällt der Blumenstaub.

Abreise.

Alle reiche Wunderblüten
Und die Blumen allzumal
Und die süßen Liedertöne
Haben sich gesenkt ins Thal.

Auf die alte Heimaterde,
In das alte Friedensland,
Wo der Knab, in reger Einfalt
Blüt' und Blum' und Ton empfand.

Und ich muß nun gehn und wandern
In die ferne öde Flur,
Wo den kalten fremden Menschen
Fremd und kalt ist die Natur.

Doch in meiner Brust verschlossen,
Trag' ich Blüt' und Blum' und Ton,
Trage sie mit mir hinüber,
Und sie blühn und klingen schon.

Heimkehr.

Jugendfreunde, liebe Thürme!
Gute langersehnte Stadt!
Endlich grüßt euch, der vor Zeiten
Weinend euch verlassen hat.

Wie so traut, wie wohlbefreundet
Ist die muntre Gegend doch!
Und der fortzog, ihr Gespiele,
Ganz der Alte ist er noch.

Und wie ehmals, froh genügsam,
Hascht er nach dem Augenblick;
Der als Kind ist ausgegangen,
Kehrt noch nicht als Mann zurück.

Dort an einem lieben Grabe
Steht die Linde so verwaist,
Rauscht herab, als regt' im Laube
Sich ein abgeschiedner Geist.

Schnell vorüber, armer Pilger!
Drücke fest die Augen zu!
Ach! wie Mancher schlummert dorten —
Und du bist noch ohne Ruh'.

Oeffnen seh' ich schon die Hausthür,
Alle treten schon heraus;
Laßt mich noch ein Weilchen weinen,
Und ich komme gleich ins Haus!

Meerfahrt.

Einsam, einsam
Irr' ich umher,
Droben die Sonne,
Drunten das Meer.

Die Sohle beschreitet
Das Meergefild,
Der Scheitel raget
Zum Sonnenbild.

Aber im Busen
Trag' ich das Meer,
Trag' ich die Sturmflut
Rastlos umher.

Aber im Busen
Glühet und zehrt
Die Sonne der Liebe
Und siedet und gährt.

Einsam, einsam
Irr' ich umher,
Droben die Sonne,
Drunten das Meer.

Bedrängniß.

Ach, wenn du mich liebtest,
Dann blieb' ich nicht hier,
Dann flög' ich, du schöne
Jungfrau, zu dir!

Der Weg ist versperrt,
Das Herzchen dein,
Es ist mir verschlossen
Und nicht mehr mein.

An der alten Linde,
Auf steinerner Bank,
Da sitz' ich und träum' ich
Wol stundenlang;

Und sitz' und träume
Und will dich vergessen;
Das muß das Herz mir
Zusammenpressen.

Der Liebe Sterben.

Dir gegenüber im Fenster,
Da lieg' ich in trüber Ruh',
Und wein' und halte die Augen
Mit beiden Händen mir zu.

Hast du des Lichtes Flamme
Schon in sich selbst vergehn,
Und eh' sie starb, noch einmal
Aufglühn und leuchten gesehn?

So muß auch ich ersterben
In eigner Liebesglut.
Fragt nur das arme Flämmchen,
Wie weh solch' Sterben thut!

Des Lenzes Erwachen.

Von seinen Schultern rüttelt
Der Baum den letzten Schnee,
Er rüttelt und er schüttelt
Und spiegelt sich im See.

Verstohlen lauscht das Blümlein,
Das liebe Blümlein spricht:
Und wenn es kälter wäre,
So käm' ich wahrlich nicht.

Der Vogel blinzet schläfrig,
Und singt und lispelt doch:
Wenn's nicht so hübsch geworden,
So würd' ich schlummern noch.

Die Blüt' entquillt der Knospe,
Mag fürder nicht mehr ruhn,
Sie will auf ihre Weise
Nun auch das Ihre thun.

Die Menschenkinder wandeln
In schönem Festgewand,
Und pflücken Frühlingsknospen
Und falten fromm die Hand.

Und liebe Augen sehen
Sich still und freundlich an;
Nun ist es Zeit zu singen,
Wie man nur singen kann.

Verwehte Klänge.

Hier in dem Kranze dunkelgrüner Rüstern,
Wo bei des Windes leisen Flügelschlägen
Die Blätter all' im Einklang sich bewegen,
Und wundersam ein heimlich Nachtlied flüstern;

Hier in dem tiefen Hain, dem schattendüstern,
Möcht' ich, umthauet von des Himmels Segen,
Mein kummermüdes Haupt zur Ruhe legen,
Und mich dem stillen Tode still verschwistern.

Die letzten Töne, die der Harf' entschwirrten,
Die würden dann der Bäume höchste Krone
Erwählen sich zu einem ew'gen Throne;

Und würden aus den blätterreichen Höhen
Ins Thal hinab, vom Wind getragen, wehen,
Erinnrungsvoll der Hirtin und dem Hirten.

Vögleins Tod.

Ein kleines jung Waldvögelein
Flog irrend durch Gebüsch und Hain,
Mit bangem Flügelschlagen
Und lauten Liebesklagen.

Es flattert' ängstlich, klagt' und sang,
Bis ihm die kleine Brust zersprang;
Da ließ zu ihm sich wieder
Ein andrer Vogel nieder.

„O daß du mich so sehr geliebt!
Und daß ich dich so sehr betrübt!
Wärst du am Leben blieben,
Ich würde jetzt dich lieben.“

Betrunken ist die Welt!

Heut' berauscht und morgen nüchtern,
Morgen feige, heut' ein Held,
Heute keck und morgen schüchtern —
Denn betrunken ist die Welt!

Morgen stößt dich ab, was heute
Dich noch reizt und dir gefällt;
Morgen schmerzt, was heut' dich freute —
Denn betrunken ist die Welt!

Heute prellst du Andre, morgen
Haben Andre dich geprellt;
Borgen wechselt mit Verborgen —
Denn betrunken ist die Welt!

Was auf Füßen stand, das sieht sich
Morgen auf den Kopf gestellt;
Eines sucht, das Andre flieht sich —
Denn betrunken ist die Welt!

Im Postwagen.

Es bläst der Schwager Postillon
Zum Thor hinaus mit lautem Ton:
Ade, mein feines Lieb! Ade!
    Ich muß nun scheiden,
    Und soll dich meiden —
Das thut mir tief im Herzen weh.

Mein liebstes Lieb! Mein schönstes Kind!
Ich bin so treu wie Alle sind;
Und bin ich erst zum Thor hinaus,
    Dann ist die Liebe,
    Ich und die Liebe,
Die Lieb' und ich nicht mehr zu Haus.

Die Beiden jetzt, mein gutes Kind,
Auf Wanderschaft begriffen sind,
Vor meiner Liebe hast du Ruh'.
    Nun blas', o Schwager!
    Herzlieber Schwager!
O blas' und fahre immer zu!

Lebenstrieb.

Soll es rasch gerathen,
Sei's auch rasch gewagt,
Andrer Sinn und Thaten
Nimmer nachgefragt!

Gottesflamme lodert
Tief im Busen hier,
Wo sie hin mich fodert,
Dahin folg' ich ihr.

Ob zum Krieg, zum Frieden
Ihr Gebieten sei,
Ob nach Nord, nach Süden,
Mir ist's einerlei.

Was da soll geschehen,
Das wird doch geschehn;
Wie mich's treibt, zu gehen,
Laß ich gern mich gehn.

Mailied.

Mai! Mai! Freundlicher Mai!
Wo du bist, bin ich gern dabei.
Und wenn du singst mit den Vöglein hold,
Ist mir's, als ob ich mitsingen sollt';
Und willst du pflegen der Blumen fein,
Da möcht' ich immer bei dir sein.

Mai! Mai! Freundlicher Mai!
Wo du bist, bin ich gern dabei.
Und wenn dir des Morgens die Wangen glühn,
Da möcht' ich an deinen Busen fliehn,
Mit deines Schleiers luftiger Flut
Mir kühlen das junge, das wallende Blut.

Mai! Mai! Freundlicher Mai!
Wo du bist, bin ich gern dabei.
Und ruhst du von Tagesarbeit müd'
Auf thauigem Gras, auf wolliger Blüt',
Ach! wie so gern bereitet' ich mir
Ein blumiges Lager neben dir.

Mai! Mai! Freundlicher Mai!
Wo du bist, bin ich gern dabei.
Und wenn du mit meiner Geliebten gehst,
Und sie mit Lüften und Düften umwehst,
Wie gern bin ich der Dritte dabei,
Du süßer Mai, lustfreundlicher Mai!

Der Liebe Ausflug.

Irrend suchen meine Schritte
Ein beglückendes Revier.
Tritt hervor aus deiner Hütte,
Liebchen, komm und folge mir!
Nicht an Hof und Herd gebunden
Setz' ich all' mein Wirken ein,
Denn der Friede will gefunden
Und das Glück erworben sein.

Und ein Plätzchen laß uns finden
An des Baches Blumenbord,
Unter Buchen oder Linden
Einen heimlich stillen Ort;
Oder, wenn in Wogenbetten
Unsre kleine Barke sinkt,
Uns ans Blumenufer retten,
Das uns grün entgegenwinkt!

Offene Tafel.

Ihr lieben Vögel, jung und frisch,
Kommt her von nah und fern,
Gedeckt ist schon der Erdentisch,
Der große Tisch des Herrn;
Gedeckt mit einem Teppich grün,
Als wär's für reiche Leut',
Und Blumen sind darüber hin
Und Körner ausgestreut.

Manch Bächlein tönet auch darein
Mit frohem Sang und Klang,
Und ladet euern Schnabel ein
Zum süßen Labetrank.
Beim Trank müßt ihr gen Himmel sehn,
Die Häls' emporgestreckt,
Als sollt' es Dem zum Dank geschehn,
Der euch den Tisch gedeckt.

Doch was an Reiz und Herrlichkeit
Die Erde trägt und hält,
Das ist, ihr Blumen, weit und breit
Zum Mahle euch bestellt.
Der Wolken Thau, der Sonne Strahl,
Prachtfarb' und Sternenschein,
Das soll, ihr Blumen, euer Mahl,
So lang' ihr blühet, sein!

Lob der Vögel.

In Wäldern und in Feldern
Die Sanggenossenschaft
Hat Liebe noch zum Singen
Und noch zur Freude Kraft.
Die Frühlingskindlein fliegen
Zum Walde ein und aus;
Die Flur, das ist ihr Erbe,
Der Wald ihr Herrenhaus.

Und eine Sängerschule,
Die stets sich brav erwies,
Fand man von je bei ihnen
Im Wälderparadies.
Man kann sie singen hören
Bei frühem Morgengraun,
Und sehn, wie sie voll Andacht
Zu Gott, dem Herren, schaun.

Sie nicken mit dem Köpfchen
Und singen ohne Ruh',
Und schlagen mit den Flügeln
Den leisen Takt dazu.
Sie sehn der großen Sonne
Ins goldne Angesicht,
Sie sehen — und erblinden
Doch vor der Sonne nicht.

Zu Zweien.

Komm, plaudre, liebe Kleine!
Die Aeltern gingen aus,
Wir sind so still alleine,
Es schläft das ganze Haus.

Laß auf mich niederleuchten
Die Augen blau und groß,
Und ringe mir vom Busen
Die bangen Schmerzen los!

Die Schmerzen, die ich trage
Um dich, du liebes Haupt,
Und eine Welt, die nicht mehr
An echte Treue glaubt.

Die Schmerzen, eingekerkert
Wie die Titanen wild!
Ein Jeder ist ein Riese
Und doch ein leidend Bild.

Komm, schmeichle sie, du Kleine,
Mit süßem Wort heraus;
Wir sind so still alleine,
Es schläft das ganze Haus.

Die triumphirende Schönheit.

Wo du wandelst, entsprießen frisch
Rosen, Violen.
Rosen kosen so buhlerisch,
Veilchen verstohlen
Schmiegen sich süße
An deiner Füße
Flüchtige Sohlen.

Wo du wandelst, da plaudern traut
Wellen im Borne,
Sprechen Töne mit leisem Laut,
Lieblich verworrne.
Aber in Fesseln
Schlägst du die Nesseln,
Schlägst du die Dorne.

Was mit Schönheit gezieret ist,
Was dir zu gleichen
Sich in prahlendem Stolz vermißt,
Dir muß es weichen;
Dir muß den Kranz es
Des Schönheitsglanzes
Demüthig reichen.

Märchenlust.

Und du sagst, du willst mir gut sein
Und das Herz sei dir so voll?
Sprich, ob ich auf meiner Hut sein
Oder dir vertrauen soll?
Jedem Schwur, den du erneuet,
Glaub' ich willig wie ein Kind,
Das an Märchen sich erfreuet,
Ob es gleich nur Märchen sind.

Ist man doch so froh und selig
In der dunkeln Fabelwelt,
Die mit leiser Macht allmälig
Uns gefangen nimmt und hält.
Du, die selbst im Zauberschimmer
Wie ein Märchen vor mir ruht,
Märchenkön'gin, fable immer:
Daß du mir so herzlich gut!

Und dennoch denk' ich dein!

So weit, so weit von dir entfernt,
Und hier so ganz allein,
Und Berg' und Ströme zwischen uns —
Und dennoch denk' ich dein!

Selbst Abschied nahm ich nicht von dir,
Das fiel mir gar nicht ein;
Geflohn, gemieden hab' ich dich —
Und dennoch denk' ich dein!

Mein Haß ist echt, die Liebe war
Nur eitler falscher Schein.
Vergessen, Süße, hab' ich dich —
Und dennoch denk' ich dein!

An eine Gestorbene.

Wie zärtlich du zu plaudern,
Wie süß zu küssen wußtest,
Zu eilen und zu zaudern —
Ach, daß du sterben mußtest!

Ach, daß wir sind gekommen
Um deiner Wangen Rose,
Um deine Augen, die frommen,
Um deiner Worte Gekose!

So süß quoll dein Gesichtlein
Aus Goldgelock und Häubchen,
Wie ein reifes goldenes Früchtlein,
Wie ein duftig würziges Träubchen!

Und deine jugendschlanke
Gestalt bog sich so wiegsam,
Als ob eine Lilie schwanke
Auf zartem Stengel biegsam.

Ob dich ein Hauch entrissen,
Ein Morgenstrahl verzehrte,
Weil nach so himmlischen Küssen
Der Himmel selbst begehrte?

Kleine Gefühle.

Hungrig noch nach Leben
Und des Lebens satt,
Munter noch zum Streben,
Und vom Streben matt —

Gleich' ich einer Welle,
Die im Sand versiegt,
Bin ich wie ein Wölkchen,
Das im Sturm verfliegt;

Ein vom Mutterstamme
Abgerissnes Blatt,
Das der Wind verwehet
Und verwühlet hat.

Glocken klingen, Glocken klingen,
Weil es morgen Feiertag;
Ach, wer wird mir Kunde bringen,
Wann der meine kommen mag?

Fromme Menschen haben Reiser
Schon für morgen abgepflückt
Und die Straßen, Kirchen, Häuser
Mit den Maien ausgeschmückt.

Herz, womit soll ich dich schmücken?
Welcher Strauch ist für dich grün?
Von den Gräbern will ich pflücken;
Denn dort wächst der Rosmarin.

Mit dem Frühling soll sich freuen,
Wem das Herz in Blüte steht,
Wann die Blumen sich erneuen
Und der Saft zur Krone geht.

Warum willst nur du nicht blühen,
Du, mein Herz in tiefer Brust,
Wo so hell die Farben sprühen
Und so mächtig wogt die Lust?

Ach, nur dein verwildert Brennen,
Herz im Busen, fühl' ich noch.
Werd' ich dich nicht dämpfen können,
Wildes, so verkohle doch!

Wenn im Lenz die Rosen schwellen,
Wie das Glühn von Purpurkerzen,
Regt sich's in dem jungen Herzen,
Brausen tief des Blutes Wellen.

Liebe stürzt sich in die Flammen
Rother Rosen — kühnes Wagen! —
Und der Rosen Gluten schlagen
Lodernd über ihr zusammen.

Ihr zärtlichen Lüfte,
Ihr blumigen Düfte,
Verweht mich!

Macht, Rosen, ihr Kerzen,
Ein Ende den Schmerzen,
Verzehrt mich!

Ihr süßen Violen,
Bedeckt mich verstohlen,
Begrabt mich!

In Blumen bestattet,
Begraben, beschattet —
O Heil mir!

Vom Thaue umflossen,
Von Mondnacht umgossen
Mein Seelchen!

Zum blumigen Traume
Im seligsten Raume
Verschlossen!

Mondschein, silbernes Gesponnene,
Hat mich dämmernd rings umfangen.
Ach, das ehemals Liebgewonnene
Macht mich zittern fast und bangen.
Eine trübe, halbzerronnene
Thräne feuchtet meine Wangen.

Vor meinem Fenster im kleinen Raum
Da saust und brauset der Lindenbaum.
Er rührt die Blätter,
Im blauen Wetter
Er schüttelt die Aeste
Und drauf die Gäste,
Die Vögel und Käfer,
Halbwache Schläfer.
Man weiß es kaum:
Ist's Wind? Ist's Traum?

Wort und Kuß.

Ja und Nein und Nein und Ja,
Dies ist deine Rede;
Kommen sich die Lippen nah,
Bist du nicht so blöde.
Zwanzig Worte hast du nicht,
Doch zehntausend Worte
Küssend deine Lippe spricht
Am gelegnen Orte.

Gleicht dies nicht der schwarzen Kunst,
So im Kuß zu sprechen?
Worte sind nur eitler Dunst,
Worte sind zu brechen.
Kuß allein ist Eidespflicht,
Kuß ist das Gewisse;
Küsse drum — und rede nicht,
Rede nur durch Küsse!

Durch das Plaudern geht die Zeit
Unbenutzt verloren.
Durch die That wird Ewigkeit
Schnell heraufbeschworen.
Kuß ist That — und handeln muß
Stets der Mensch im Leben,
Und er soll — drum Kuß auf Kuß! —
Alles wiedergeben!

Natur und Liebe.

Wenn in ihren eignen Tiefen
Liebe ahnungsvoll sich regt,
Träume, die im Busen schliefen,
Zu Gestalt und Bildung prägt,
Dann im seligen Empfinden
Trittst du erst in dich hinein,
Und die Pforte wirst du finden,
Die vom Scheine führt zum Sein.

Oeffne sie — und neues Leben,
Auferstandner! quillt um dich,
Und in halbverstandnem Beben
Oeffnen alle Pulse sich.
Und Natur, die du solange
Nur erfaßt als äußern Leib,
Wird dir nun, im geist'gen Drange,
Herz und Seele, Braut und Weib.

Und du schwelgst in ihrer Fülle,
Strömest ihren Strömen zu;
Wo sie braust, umfängt dich Stille,
Wo sie still ist, brausest du!
Geisterantwort gibt die Höhle,
Gottes Stimme weht im Strauch.
Was nur Farbe war, wird Seele,
Was nur Duft, wird Lebenshauch!

Freiheit und Gleichheit.

Von Freiheit braust es,
Von Gleichheit saust es
Durch Flur und Hain,
Durch schlanke Bäume,
Durch Wellenschäume,
Durch Felsgestein.

In Lüften freie
Schwingt kühn die Maie
Ihr Lenzpanier;
Kein Druck beengt sie,
Kein Schloß bedrängt sie,
Nicht Thor, noch Thür.

Was niederregnet,
Von Gott gesegnet,
In Rast und Eil',
Ein jedes Aestlein,
Ein jedes Nestlein
Hat dran sein Theil.

Was Strahlen spendet,
Von Gott gesendet,
In Rast und Eil',
Ein jedes Körnlein,
Ein jedes Dörnlein
Hat dran sein Theil.

Was haucht und flammet,
Von Gott entstammet,
In Rast und Eil'!
Ein jedes Blümlein
Und Erdenkrümlein
Hat dran sein Theil.

Wein und Schönheit.

Kommt je mein Herz aufs Trockne,
So greif' ich frisch zum Wein
Und will beim Becherfüllen
Mein eigner Schenke sein.

Herbei, ihr zarten Geister
Des Weins, so neckisch toll,
Der seligsten Gedanken
Und muntern Possen voll!

Kommt je mein Herz aufs Trockne,
Dann, Liebste, nahe mild,
Du Becher aller Schönheit,
Der voll vom Leben quillt!

Und lehre mich, wie Eintracht
Der Glieder Zeit und Welt
Gesetzlich, ebenmäßig
Und stark zusammenhält!

So sprüht aus jungen Gliedern
Die ältste Harmonie,
Und aus dem ältsten Weine
Die junge Poesie!

Leben im Tod der Liebe.

Nur einmal noch dich sehen
In deiner Glieder Pracht —
Und dann in Lust vergehen
Vor deiner Schönheit Macht —
Ein Nebelrauch, verflogen
In reiner Lüfte Flut,
Ein Tropfen, aufgesogen
Von heißer Sonnenglut:

O wollustreich Ergeben,
Verlust und doch Gewinn!
O Tod, so voll von Leben,
O Ende voll Beginn!
O Seligkeit voll Schmerzen,
O Lust so voller Pein,
Will Herz dem zweiten Herzen
So Sarg und Wiege sein!

Liebesursach.

„Sprich, kannst du mir, du süßes Kind,
Recht gründlich sagen,
Warum du mich im Herzen schon
So lang' getragen,
So lang', so lang' — und trägst mich noch
In deinem Herzen,
So tief, so tief — das könnte mich
Beinahe schmerzen.

Ich bin nicht schön, nicht allzu jung
Und nur ein Dichter."
Da ward verklärter ihre Stirn,
Ihr Auge lichter;
Da sprach sie, als ob weiter nichts
Zu sprechen bliebe:
„Ich liebe dich, ich liebe dich,
Weil ich dich liebe!"

Frühling, der Dichter.

Es will Einer dichten,
Da nimmt er Papier
Und Tinte und Federn,
Zwei, drei oder vier.
Der Stuhl ist von Leder,
Der Tisch ist von Holz —
Nun sitzt er und dichtet
So kühn und so stolz.

Er reibt sich die Stirne,
Er rauft sich das Haar.
's ist Alles so finster
Und wird ihm nicht klar,
„O der du! O die du!
O das du!" steht da.
Er streicht, und von neuem
Beginnt er mit „Ha!"

Vergebens! Er findet
Nicht Reim und nicht Wort;
Gedanken und Phrasen
Sind alle ihm fort.
Sie fliehen die Stube,
Denn Frühling ist drauß';
Sie sind ihm geflattert
Zum Fenster hinaus.

Der Frühling, der größte
Der Dichter, erschien,
Er reimet in Blüten
Und dichtet in Grün;
Scandiret im Versmaß
Der Wellen geschwind,
Und flüstert Idyllen
Im Laubdach gelind.

Er reimet auf Blühen
Sein Glühen so schnell,
Und hat auf sein Thauen
Sein Blauen zur Stell'!
O laß nur die Feder
Und Tint' und Papier!
Der Frühling, der größte
Der Dichter, ist hier!

Wanderlied für junge Leute.

Wird dir je zu eng' die Brust,
Packe deine sieben Sachen,
Und hinaus mit Wanderlust
Aus der Menschenwelt, der flachen!
Frisches Herz und leichten Hut!
Starken Stock und leichtes Ränzchen!
Wagst wol gar, du junges Blut,
In der Schenke noch ein Tänzchen.

Auf den Bergen bist du frei,
Unter rauh gewalt'gen Massen!
Darfst dir von der Polizei
Nicht den Paß besicht'gen lassen.
Frisches Herz und leichten Hut!
Starken Stock und leichtes Ränzchen!
Ist erschöpft dein junges Blut,
Winkt dir wol ein Wirthshauskränzchen!

Und der Schönheit sei nicht blind!
In den Städten und den Flecken
Gibt es, wie sie einmal sind,
Mädchen, aufgelegt zum Necken.
Frisches Herz und leichten Hut!
Starken Stock und leichtes Ränzchen!
Schaue nur, du junges Blut,
Dreist nach Christelchen und Fränzchen!

Vierte Gruppe.

Durch Kampf zum Frieden!

Gib Antwort!

Schicksal, mächtiger Gliederung,
Riese, gib mir Erwiederung!
Trotziger, beuge dich, neige dich,
Steh vor Gericht und zeige dich!
Gib Antwort! —

All' die Kraft, die vergossen ist,
All' das Blut, das geflossen ist,
Stromweis abgeschäumtes Blut,
Nutzlos um ein erträumtes Gut,
All' die Herzen, die du gebrochen hast,
All' die Seelen, die du durchstochen hast,
All' die Gemüther, die du zerschmetterteſt,
Die du zerdrückteſt, die du durchwetterteſt,
All' die Körper, die du gepeinigt hast,
All' die Leiber, die du gesteinigt hast,
Die du auf glühenden Rost gelegt,
Drunter die feurige Kost gepflegt,

All' die Unschuldigen, welche du richtetest,
All' die Geduldigen, die du vernichtetest,
All' die Ketten, die du gewunden hast,
All' die Geister, die du gebunden hast,
All' die Dörfer, die du im Land verheert,
All' die Städte, die du mit Brand verzehrt,
Weinen zu dir und verklagen dich,
Schuld'gen dich an und fragen dich,
Fragen dich laut: Warum? Warum? —
Gib Antwort!

Aus den bairischen Alpen.

1. In den Bergen.

In die Ferne auszugreifen,
Durch die Berge wild zu streifen,
Ueber Meer und Land zu schweifen,
Wie vom Bogen rasch ein Pfeil,
Ist nach häuslicher Umhegung
Doch die seligste Bewegung,
Doch des Glückes höchste Regung,
Doch des Lebens bestes Theil.

Mit den Wassern darfst du brausen,
Mit den Winden darfst du sausen,
Mit der Sturmnacht darfst du hausen
In der Schlüft' und Höhlen Nest!
Mit den Vögeln darfst du ziehen,
Mit den Blumen darfst du blühen,
Mit den Firnen darfst du glühen,
Mit den Felsen stehst du fest.

Laß in deinen Haaren wühlen,
Laß um Stirn und Brust dir spielen,
Laß das heiße Herz dir kühlen
Dieser Bergluft frischen Golf,
Und vernarben alter Risse
Schmerzliche Bekümmernisse,
Die ins Fleisch mit wildem Bisse
Dir gedrückt der Sorge Wolf!

Auf dich selbst gesetzt, ein Freier,
Bist du, wie der Fisch im Weiher,
Wie in blauer Luft der Reiher,
Nur dein eigner Herr und Knecht!
Wie die Wolke, ungehindert,
Schoos des Meeres, ungeplündert,
Eis der Gletscher, ungemindert,
Stehst du fest in deinem Recht!

2. Die Partenach.

Trotziges Felsenkind, du meiner Erinnerung Blume,
Partenach, freundlicher Strom! Rauscher, dir rausche
mein Lied!
Keck, in völliger Kraft entspringst du der nährenden, alten
Felsenmutter und schmiegst schnell in die Windeln dich ein.
Schnee sind die Windeln, Wieg' ist das Eis und Pfühl
ist der Steingrund;
Aber du schlüpfest hinaus, froh der erwachsenden Kraft.
Spielst du, mein Kind? Du spielst! Gewiß — so kühn
und so zierlich;
Spielzeug ist das Gestein, Kieselchen, rundlich und glatt!
Athmest du, Kind? Du athmest! Gewiß — so voll
und so kräftig;
Glühender Lebenshauch hebt sich in Dämpfen empor.
Plauderst du, Kind? Du plauderst! Gewiß — so laut
und so hörbar,
Anruf gibt dir die Felsmutter besorglich zurück.
Lachst du? — Gewiß, du lachst! Du lachst und weinst —
ich vernehm' es —

Rasch, wie die Kinder thun, wechselnd in Trauer und Lust!
Zankst du? Gewiß, du zankst! Du zankst mit Gräsern und Halmen
Und den Genossen, die rings stürzen vom hohen Gebirg.
Knäblein, sei auf der Hut! Du springst von Steinen zu Steinen
Regellos, du verfehlst sicher heut' Weg noch und Steg.
Siehe, du fällst! Wie hart und wie tief! Du verschwindest im Abgrund;
Thränen blieben am Fels hangen und tröpfeln dir nach.
Steine rollen hinab; wenn einer dich trifft — er begräbt dich;
Kläglich hör' ich dich schon wimmern und stöhnen vor Schmerz.
Doch — wie behende springst du empor, gleichwie ein gesundes
Knäblein vom Fall sich erhebt, lachend mit thränendem Blick.
Schon ansehnlich wuchsest du an; dich nährten die Wolken
Und, aus der Mutterbrust strömend, der Quellen Getränk.
Immer toller und wilder! Schon recht! So tobst du dich aus, Kind!
Jünglingsmäßig, fürwahr, kriegerisch wallet dein Herz!
Keine Gesetze gelten dir mehr! Du spottest des sichern
Weges, suchest mit Fleiß dir den gefährlichsten auf.
Rasch durch die Felsen hindurch! Welch ein Sprung! Welch Sprudeln und Strudeln!
Bacchischen Geistes voll schweifst du nach rechts und nach links.

Schweifst in mäandrischen Krümmen und füllst mit wildem Geheule
Thal und Kluft und Gebirg, wie in dämonischer Lust.
Deine Genossen, unbändig wie du, im Sprung von den Höhen
Schlüpfend, folgen dem Ruf, tosen vereinigt mit dir.
Steine wälzest du vor dich hin und wälzest sie wieder
Fort und wirfst sie umher, prüfend die schwellende Kraft.
Siehe du selber zu, wie eigen bereitete Hemmung
Ueberwinden du magst, Wilder, in stürmendem Trotz!
Schau! wie packt dich der Fels zu beiden Seiten, wie klemmt dich
Ein die steinerne Wand, die in die Tiefe sich streckt,
In die dunkle, gewalt'ge, unendlich geklüftete, wilde,
Welche zur Kerkerhaft dich Ungebändigten zwingt.
Abenteurer, wie büßest du nun für Trotz und für Keckheit,
Die der Gewöhnlichkeit Maße und Schranken verhöhnt,
Büßest nach dem Gesetz, dem werkeltäglichen, welches
Streng für Rüben und Kraut und für die Nachbarschaft sorgt.
Glühender Jugendsinn! Wie schön dies Brausen und Stürmen
Dennoch dir steht! Was gilt's? Drehn dich und winden wirst du
Immer zu früh noch lernen, behutsam sein wie ein Weltmann,
Und wie ein Krämer abwägen Gewinn und Verlust.
Fängst du bereits doch an, der Haft entlassen, besonnen
Weiter zu eilen, Bedacht nehmend auf Ort und auf Zeit.

Auszuweichen verstehst du bereits, Ausflüchte zu machen,
Und mit höflicher Kunst dich durch die Felsen zu drehn.
Schon betrittst du das ebene Land; Mann bist du geworden,
Schlängelst durch Wiesen dich und durch der Gärten Geflecht.
Kräuter, genießbar, nährest du nun, bewässerst die Felder,
Grün wird Alles und Frucht, Alles wird Nutzen und Kost.
Heerden weiden ringsher; es reihet sich Wohnung an
Wohnung,
Mühlen treibst du, du treibst edeles männliches Werk.
Weißt du zu ehren doch des Nachbars Recht und Besitzung!
Bürgertugend fürwahr müssen wir preisen an dir.
Nun der Stadt vorbei! Wie langsam wandelst du, zähe
Wird dein Gang; wie ein Greis schleichst du die Wiese
entlang. —
Nah ist dein Ende — man sieht's! Rasch war dein Leben
und rühmlich,
Reich an Gefahren und Mühn, reicher an dauernder
Frucht.

3. Reise-Sonette.

Natur, die grüne, hat mich eingeschlossen,
Allgegenwärtig, blühend, mannichfaltig,
In Stein- und Pflanzenform so vielgestaltig,
Ein ewig Werden, ein unendlich Sprossen.

Gießbäche kommen schäumend angeschossen,
Gewölke ballen sich, gewitterhaltig,
Misförmige Gebilde, die gewaltig
Empor sich bäumen gleich erzürnten Rossen.

Natur, so mild und doch so streitbar heftig,
Versöhnung predigst du in Donnertönen
Und in der Keilschrift ausgezackter Blitze!

Ich preise dich, weil du so stark und kräftig,
Dir selbst genügend, ruhst in deinem Sitze,
Ein Bild des Großen und des einfach Schönen.

Was in der Kindheit mir in bunten Bildern
Entgegentrat, der Sehnsucht Glut erregend,
Daß ich, in Reiselust mich frisch bewegend,
Gewagt, was jetzt ich schau', mir vorzuschildern:

Wie bald in starren Zügen, bald in mildern,
Um grüne Wies' und klaren Bach sich legend,
In Massen stolz sich hebt die Alpengegend,
Kühn, trotzig, ein gebirgiges Verwildern —

Da steht's vor mir in wunderbaren Spitzen,
Barocken Kegeln, schlanken Gliederungen,
Graniten, fest, gedrungen, unbezwungen!

Urfeuer, tief im Erdball eingekerkert,
Hat Fels auf Fels zu diesen hehren Sitzen
In wilder Baumannslust emporgeerkert.

Urfeuer, ja! — Wie diese Felsenzinken
Hat es der Menschheit Größen hochgegipfelt,
Heroen, Dichter, Denker aufgewipfelt,
Die Höhen, die im Sonnenscheine blinken;

Zu deren Füßen all' das Volk der Finken
Und müß'gen Spatze tänzelt, hüpft und hüpfelt,
Ein kreischend Heer, buntfarbig angetüpfelt,
Mit dickem Kopf und Beinchen, welche hinken.

Geschwätz'ges Volk! Wie leicht erfaßt der Wind es,
Des Schicksals Sturm, und, wie die Spreu, gehoben
Vom Luftzug, fliegt es auf, verweht, zerrinnt es.

Doch sieh, gleich Felsen ragen, unzerstoben,
Mit Zacken, Spitzen, Panzerhemd' und Gurten
Die Koryphä'n, des Feuergeists Geburten!

Die reiche Bettlerin.

Ein schönes Kind trat einst mich an
Auf einer grünen Haide,
So arm und dürftig angethan
Mit einem Bettlerkleide.

Du bettelst und bist selbst so reich —
Mußt' ich da bei mir denken —,
Um tausend Dürftige sogleich
Mit Gaben zu beschenken.

Wie Diamant die Augen klar,
Die feuervollen, feuchten,
In rosiger Umfassung gar
So hell und lieblich leuchten.

Des Goldes reiche Fülle rinnt
Von deinem Scheitel nieder,
Des Busens Himmelbett umspinnt
Das ärmlich keusche Mieder.

Wie edler Marmor wölbt sich licht
Der jugendliche Nacken,
Und wie von Purpurfarbe dicht
Erglühen deine Backen.

Und schwellen mit verliebtem Thun
Seh' ich die Sammetkissen,
Die Lippen, welche, drauf zu ruhn,
Die Lust erwecken müssen.

Geräumig ist dein Prunkgemach,
Ein wackres Prachtgebäude,
Des Himmels Wölbung ist sein Dach,
Sein Estrich blum'ge Weide.

Dein karges Mahl, am Weg, am Fluß,
Verzehrst du wie im Traume;
Dazu spielt auf der Musicus,
Das Vöglein auf dem Baume.

Ich aber bin umstarrt von vier
Trostlosen nackten Wänden,
Und wild zerknittr' ich das Papier,
Die Feder in den Händen.

Genius und Dämon.

Wenn mir ein guter Genius
Zur Seite ging' und stände
Und Pfade, die ich selbst nicht fand,
Für mich zum Gehen fände;

Wenn er von meiner schwülen Stirn
Den trüben Druck mir wischte
Und mein Geblüt mit Maienthau
Der Jugendlust 'erfrischte;

Wenn er mit dieser kalten Welt
Mich liebevoll versöhnte,
Und ihre dunkeln Schatten mir
Mit Licht und Glanz verschönte:

Dann würd' ich einen hellern Ton,
Der besser klänge, greifen,
Dann schwirrte nicht durch meinen Sang
Ein Laut wie Windespfeifen,

Das weheklagend nächtlich haucht
Durch Grabgewölbegitter
Und rauschend auf- und abbewegt
Der Todtenkränze Flitter.

Dann ließ ich wol mein frohes Lied
Auf lust'gen Reimen tanzen
Und nicht vergehn im Todesschrei
Gebrochner Dissonanzen.

Doch ach! mir gegenüber sitzt
Ein widriger Geselle,
Der sieht mit scheelem Blick mich an
Und weicht nicht von der Stelle.

Um seine Lippen fältelt sich's
Gleichwie ein Schlangenknäuel.
Mein Dämon ist's — ich kenne längst
Das Ungethüm, das Gräuel!

Und spöttisch hebt er also an:
„Du Menschenkind, du tolles!
Du ringst nach Glück und Seligkeit —
Dein Ringen, sprich! Was soll es?

Ich bin dein Dämon, der von dir
So oft vermaledeite,
Der in den Stunden höchster Lust
Dich mit dir selbst entzweite;

Der, wenn im holden Schöpfungsdrang
Dein Geist sich selig fühlte,
Die Gluten der Begeisterung
Mit Hohn und Spott dir kühlte;

Der, wenn ein Ruheplätzchen dir
Voll Heimlichkeit behagte,
Dich nimmer rasten ließ und dich
Aus deinem Sitze jagte;

Der wie ein Wild dich ab und auf
Durch alle Gauen hetzte
Und dir mit Gift, statt würz'gen Weins,
Die durst'gen Lippen netzte;

Der, wenn ein ganzes volles Werk
Im Innern du getragen,
Es noch im Werden mit der Faust
Zerstückt hat und zerschlagen!

Geschöpf voll Witz und Aberwitz,
O Menschenkind, du tolles!
Du ringst nach Glück und Seligkeit —
Dein Ringen, sprich! Was soll es?"

Heimweh.

Nach meiner Heimat zieht es mich,
Nach meiner Heimat sehn' ich mich,
Wo nicht der Himmel gar so grau
Und Luft und Nebel nicht so rauh —
Doch wo ist meine Heimat?

Nach meiner Heimat zieht es mich,
Nach meiner Heimat sehn' ich mich,
Wo edler alle Menschen sind
Und reiner ihr Geblüte rinnt —
Doch wo ist meine Heimat?

Ach, wär' ich in der Heimat nur,
Auf jener grünen, stillen Flur,
Wo auch das Herz Verträge schließt
Und volles Bürgerrecht genießt —
Doch wo ist meine Heimat?

Auf Gerathewohl.

Verwahrt in mütterlicher Hülle
Lag er, der Mensch, in stiller Bucht,
Gleichwie ein Kern in Blumenfülle,
Gleichwie ein Keim in Sommerfrucht.
So lag er tief in sich verloren,
Ganz ohne Weh und ohne Wohl.
Da kam der Tag — er ward geboren,
Geboren auf Gerathewohl!

Er wuchs empor, der Pflanze ähnlich
Und so wie sie vom Wind bewegt.
Bald hat ein innrer Drang ihm sehnlich
Das Herz im Busen aufgeregt.
Hätt' er nur Flügel! Ach, wie gerne
Eilt' er im Schwung von Pol zu Pol!
Ja, dort hinauf, dort blinken Sterne —
Und immer auf Gerathewohl!

Der schöne Rausch verflog — wie nüchtern
Lag Welt und Leben vor ihm da,
Die Liebe selbst, zu der er schüchtern
Mit bangen Blicken aufwärts sah!
Entschlossen schlug er selbst in Trümmer
Sein Ideal und sein Idol,
Und haschte doch nach Schein und Schimmer —
Und immer auf Gerathewohl!

Er ward umtost von wilder Brandung,
Rings starrt in Spitzen Riff auf Riff!
Wie matt die Hand, wie fern die Landung!
Wie wild das Meer, wie leck das Schiff!
Und weiter in die See und weiter!
Die Woge klingt so dumpf und hohl!
Bald treibt er nur auf einer Scheiter —
Und immer auf Gerathewohl!

Vielleicht ans Land! Doch ist die Düne
Kaum fester als das tolle Meer!
Nur noch ein Grab auf dieser Bühne
Des wirren Leibs — was will er mehr?
Und eine treue Seele spende
Ihm noch als Fahrgeld den Obol!
Sei's Anfang, Mitte oder Ende —
Das Jenseits erst geräth ihm wohl!

Verdruß.

Die Veilchen sind blau vor Aerger,
Die Sterne gelb vor Neid;
Mein Herz, ach! steht in Trauer
Zu dieser bösen Zeit.

Mit Blättern und Blüten zanken
Die Lüfte im höhnischen Spiel,
Manch Blättlein kann's euch künden,
Das welkend zur Erde fiel.

Die Sonne schaut so verdrießlich
Hinab ins Erdenthal,
Als wollten ihr gar nicht gefallen
Die Fluren allzumal;

Als wollten ihr gar nicht behagen
Die Menschen, die drunten gehn
Und nur mit blinzelnden Augen
Ins runde Gesicht ihr sehn.

Sie schaut so trüb und mürrisch
Durch zornigen Nebel herab,
Wie eine dampfige Lampe
In einem Riesengrab.

Die Welt ist so verdrießlich,
Sie fürchtet, sie fällt noch ein;
Ich wollt', ich könnte wo anders,
Als in solchem Weltall sein.

Die Wüste.

Verflogen ist die Liebe,
Die sonst die Welt erfüllte
Und dürres Kiesgeschiebe
Mit Blumenschmuck verhüllte.

Wo einst sich grüner Rasen
Um klaren Quell gelagert,
Da stehn jetzt die Oasen
Gemagert, abgehagert!

Die Büsche blos Gestrüppe!
Verdampft der Quell, der rasche!
Die Palmen nur Gerippe!
Der Sand nur heiße Asche!

Stumm, was dich sonst begrüßte!
Vertrocknet selbst die Thräne!
Laut heulen durch die Wüste
Nur Schakal und Hyäne!

Verwesung.

Geisterbleich das Mondlicht zittert
Auf des Kirchhofs öden Matten;
Dürre Bäume, halbverwittert,
Werfen ihre blassen Schatten.

Auch der alte Stamm der Eiche
Ist von Fäulniß angebrochen;
Rings in kräft'ger Mondscheinsbleiche
Liegen die Gebein' und Knochen.

Spinnen sieht ihr Nest man wählen,
Wo sonst hell die Augen kreisten;
Fast die Zähne kannst du zählen,
Die dereinst so wacker speisten.

Lange Bärte, Flechtenmoose,
Hängen von den grauen Steinen,
Die sich rings wie hoffnungslose
Greise still zu bücken scheinen.

Ein'ge sieht man, gleich Gespenstern,
An der Kirche morschen Mauern,
Unter den verzinnten Fenstern,
Gleich als ob sie lebten, kauern.

Wie Gespenster stehn sie, oder
Liegen da wie Marmorleichen;
Unter Regen, Moos und Moder
Schwinden hin der Inschrift Zeichen.

Selbst das Schindeldach des Thurmes
Geht allmälig aus den Fugen,
Weil so lang' im Braus des Sturmes
Regengüsse daran schlugen.

An der Kanzel und den Chören
Will der goldne Zierath stocken,
Und vor Alter kaum zu hören
Sind die Thurmuhr und die Glocken.

In dem Todtenkeller flimmert
Faules Holz am Sarkophage,
Feuchter Rost und Schimmel glimmert
Am metallenen Beschlage.

Auf der Kirche Rundgewölbe
Ruht nicht sicher mehr der Giebel,
Auf dem Altar liegt die gelbe,
Alte und zerles'ne Bibel.

Die Orgie des Lebens.

Wie so rasch sie welken und schwinden
Die Winden,
Stolze Tulpen und zarte Mimosen
Und Rosen —
Und alle die Blumen, die holden,
Mit Dolden
So golden!

Es welkt das Stärkste und Derbste
Im Herbste;
Das schönste Zusammengefüge
Ist Lüge,
Muß, wie es auch prunkt, sich entfärben,
Verderben
Und sterben.

Wo still die Cypressen sich neigen
Mit Schweigen,

Da ruhen die Herzen, die stolzen,
Zerschmolzen;
Sie ruhn, wo das Grabmal flimmert,
Verkümmert,
Zertrümmert.

Geburt ist des Todes Beginnen
Tief innen.
Das Leben in Todesschweißen
Muß gleißen.
So fallen wir ab entblättert,
Durchwettert,
Zerschmettert!

Daher die Begierde, so glühend
Und sprühend,
Zu füllen des Lebens Kürze
Mit Würze,
Zu schwelgen im Kreis der Gäste
Aufs Beste
Beim Feste.

Ein ewiges Taumelbegehren,
Zu zehren,
Zu stillen die hungrigen Triebe
Durch Liebe,
Und vom Tode mitten im Prassen
Sich fassen
Zu lassen!

Wie das Alles zusammenstrudelt
Und sprudelt!
Wie das Alles sich paart und einigt
Und peinigt —
Ein wüsteinförm'ges Gebären,
Ernähren,
Verzehren!

Das Buch des Lebens.

Im Traume ward ich in ein weites endlos
Gemach geführt, wo, wie vom ew'gen Sterben
Erfaßt, ein mattes Licht der Ampeln dampfte;
Wo Duft und Fäulniß, Würmerfraß und Moder,
Fast sichtbar, fühlbar ward; wo in den Schränken
Alt Pergament, bestäubtes, angefressnes,
Schichtweis geordnet lag, und reihenweis,
Noch wohlerhalten, Lederbänd' in reicher
Anzahl, nach Classen sorgsam eingetheilt.
Gar eine seltne Büchersammlung war's,
Nur Manuscript, geschrieben von der Hand
Des Weltenschöpfers selbst, ein jegliches
Enthaltend eines Menschenseins Beschreibung.
Und vor mir aufgeschlagen sah ich liegen
Ein starkes Buch, darin mein eignes Leben
Verzeichnet stand; viel leere Blätter faßt' es
Und wenig Worte, hier und da zerstreut.
Heut' wurdest du empfangen — war der Text
Des ersten Blatts — und wußtest nicht darum!

Heut wurdest du geboren — stand nach dreißig
Mal neun schriftleeren Blättern angezeigt —
Und wußtest nicht darum! — Du sogest heut'
An deiner Mutter Brust — so hieß es ferner —
Und wußtest nicht darum! Einförmig ging
Der Text so weiter fort. — Du spieltest heut'
Du lachtest, zanktest und betrübtest dich,
Und thatest nichts! — Das war der ganze Inhalt,
Durch tausend Seiten, wie zum bittern Spott
Langweilig wiederholt, und trostlos mischten
Sich unbeschriebne, leere Blätter ein.
Und hastiger schlug ich die Blätter um,
Und zitterte, und las und las: Du lerntest,
Und thatest nichts! — Du spieltest, hofftest, träumtest,
Und thatest nichts! — Du dichtetest, begehrtest,
Und thatest nichts! — Und immer wieder las ich
Auf jedem Blatt: Du thatest nichts! — Und als ich
Zum Schluß des Buches kam, da las ich wieder:
Du thatest nichts, dein Thun war Null; es bleibt
Von deinem Sein auch nicht ein Bruchtheil übrig!
Da fiel ich nieder auf mein Angesicht:
O Herr des Lebens! rief ich, ist mein Thun
Vor deinem Angesichte nichts? Warum hab' ich
Gelebt? Warum ward ich geschaffen wider
Mein Wissen und mein Begehr? Warum bin ich
Ein Schatten nur, indeß die Brüder rings
Als Wesen sich und wesentlich gestalten?
Und als ich aufstand, sah ich ausgebreitet
Das letzte Wort von einem jeden Buch,

Und jedem war der Endspruch beigegeben:
Du thatest nichts, dein Thun war Null; es bleibt
Von deinem Sein auch nicht ein Bruchtheil übrig.
Und durch die weiten Räume ging ein Windstoß,
Ein Wirbelwind; es rauschte rings umher
Von tausend streifenden Nachteulenflügeln,
Und tobte durch die Bücher, sie zerblätternd,
Daß rings der Staub der Pergament' und Rollen
Und der Papiere sich zur Decke hob.
Und als ich aufgewacht, schlug ich verzweifelt
An meine Brust, und sprach des Schöpfers Wort:
Du thatest nichts, dein Thun war Null; es bleibt
Von deinem Sein auch nicht ein Bruchtheil übrig!

An einer Bahre.

Wenn heut' Jemand nach ihm fragt,
Der ihm Liebe vorgelogen
Und ihm treulos war — dem sagt,
Daß er heute ausgezogen,
Ausgezogen in ein Haus,
Wo er Niemand kann empfangen,
Wo nur ein und niemals aus
Die Bewohner sind gegangen.

Wenn heut' Jemand nach ihm fragt,
Der sonst niemals nach ihm fragte,
Nicht in Lieb' und Haß — dem sagt,
Daß er schlummert, der Geplagte,
Daß er sich zu langem Traum
Eben hingestreckt ins Bette,
Welches nur für Einen Raum,
Raum für keinen Zweiten hätte.

Guter Tag.

Ich weiß nicht, wie ich's deute,
Daß, wundersam bewegt,
Sich meine Seele heute
So leichten Taktes regt.
Zu tausend neuen Liedern
Fühl' ich in mir den Schwung,
Ich fühl' an Haupt und Gliedern
Mich heut so jung, so jung.

Die Sonne scheint mir lichter,
Als sonst sie scheinen kann;
Die menschlichen Gesichter
Sehn so verklärt mich an.
Vergessen sind die Fehden
Voll Groll und Haß und Neid;
Umarmen möcht' ich Jeden
Vor lauter Seligkeit.

Dir gliederzarter Knabe
Fühl' ich mich heut' verwandt;
Dir Greis, so nah dem Grabe,
Drück' ich die welke Hand.
Für mich gibt's heut' kein Alter,
Nur Jugend lebt um mich;
In Einem Freudenpsalter
Ergießt mein Innres sich.

Ich wage heut' zu hoffen,
Was ich nur hoffen mag;
Die Zukunft liegt mir offen
Als wie ein goldner Tag.
Was ich auch heut' beginne,
Gelingen muß es mir;
Doch was ich auch gewinne,
Theil' ich, o Welt, mit dir!

Böser Tag.

Wie träge schleicht das Blut mir
Heut' durch die Adern doch!
Auf allen Gliedern ruht mir
Des Halbschlafs bleiern Joch.
Mein Denken und mein Dichten
Erstirbt im bloßen Keim;
Mit Mühe nur zu schichten
Weiß ich zum Reim den Reim.

Die Sonne scheint so trübe,
So sonder Lieb' und Lust,
Als ob sie sich vergrübe
Vor Gram im Wolkenwust.
Ich weiß fürwahr nicht, was mir
Die Seele heut' beschwert;
Warum der grimme Haß mir
So scharf am Herzen zehrt.

Es ist, als ob mir flammend
Ein jedes Angesicht
Zum Tode mich verdammend
Mein letztes Urtheil spricht.
Die Erde ist voll Schrecken,
Der Himmel voller Graus,
Und Ungethüme strecken
Die Krallen nach mir aus.

Gleich einem Grabtuch lagert
Sich ringsum die Natur;
Erschöpft und abgemagert
Ist alle Creatur.
Ein schläfrig dumpfes Dehnen
Zuckt durch das ganze Sein;
Die Wesen alle gähnen —
Der Weltgeist selbst schläft ein.

Früher Tod.

Klage Dem, der früh geschieden,
Nicht in bangen Seufzern nach,
Ihm, dem noch im tiefsten Frieden
Mehr sein Herz zerging als brach,
Ihm, mit dem des Glaubens Fahne
Unzerrissen, ungekränkt
Von des Zweifels scharfem Zahne
Ward ins stille Grab gesenkt!

Nicht des Lebens Schreckgestalten
Hat der Glückliche gekannt,
Nicht die nächtlichen Gewalten,
Nicht des Herzens heißen Brand,
Nicht die Triebe, die verzehren,
Nicht die Hoffnung, die betrügt,
Nicht nach Wissen das Begehren,
Das den Menschengeist belügt.

Nicht den Druck der Jahre fühlt' er,
Noch des Undanks Bitterkeit,
Nicht in eignen Schmerzen wühlt' er,
Noch in Andrer Pein und Leid.
Ferne stand er der Gemeinheit,
Unter der er noch nicht litt;
Seinen Glauben an die Reinheit
Aller Menschen nahm er mit.

Klage Dem, der früh geschieden,
Nicht in bangen Seufzern nach,
Ihm, dem noch im tiefsten Frieden
Mehr das Herz zerging als brach!
Frage nicht, was er erstrebte,
Nicht, was Großes er gebar;
Frage nicht, wie lang' er lebte,
Nur, wie lang' er glücklich war!

Lebens- und Trostsprüche.

Gelöscht auf deiner Stirne sei
Die trübe Runzelschrift,
Getilgt des Grames Einerlei
Und heimlich fressend Gift!

Wie eine Ros' am vollen Strauch
Des Lebens sollst du blühn!
Verwelktes Laub ist schlechter Brauch
Am Holze, das noch grün.

Klar sei, wie zwischen blum'gem Bord,
Ein Bach in Bergesgrund!
Treibst du auch nicht die Kiesel fort,
So spülst du sie doch rund.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzensjammer!
Sei nicht Amboß deinem Leid,
Nein, sei deines Leides Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist,
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

Herz, mein Herz, o klage nicht!
Tröstend laß mich zu dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Herz, mein Herz, auch du wirst brechen!

Du, mein Auge, weine nicht!
Tröstend laß mich zu dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Du, mein Aug', auch du wirst brechen!

Wozu das Schrauben und Schröpfen,
Das ewige Zanken und Kränken,
Das Richten und Splitterrichten,
Das mit der Zunge Köpfen,
Das mit der Feder Henken
Und mit Fratzenbildern Vernichten?

Es gibt ja genug des Leides,
Es gibt ja genug der Zähren,
Die Niemand zählt und vergütet.
Wozu mit dem Gift des Neides
Den großen Jammer vermehren,
Der über der Erde brütet?

Kannst du dich nicht auf Adlerschwingen wiegen,
Sollst du mit Adlern nicht zur Wette fliegen.

Nicht zweien Herren diene! Denn der Eine
Sagt: Steh'! — der Andre: Mach' dich auf die Beine!

Mit hohlem Prunk und Scheinverdiensten prahlen,
Heißt statt mit Farben nur mit Wasser malen.

Brauchst du, um eine Nadel aufzuheben,
Die ganze Hand? Nein, nur zwei Finger eben.

Nicht jede Wehr' mag sich für Alles schicken;
Womit du Löwen schlägst, schlägst du nicht Mücken.

Wie thöricht, dem Vergangnen nachzuklagen,
Statt mit der Gegenwart dich zu vertragen!
Wie thöricht, stets die Gegenwart zu tadeln,
Da es auf dich nur ankommt, sie zu adeln!
Wie thöricht, vor der Zukunft stets zu bangen,
Sie ist kaum da, so ist sie schon vergangen!
Nichts steht hier fest und Alles läuft und rennt nur,
Und Schmerz wie Lust sind beide ein Moment nur.

Wort und That.

Wer einen Baum in der Erde Grund
Gepflanzt, daß dem Sohn er noch schatte,
That öfters mehr, als wer im Mund
Die blühendsten Worte hatte.
Nicht Reden helfen uns, wohlgesetzt
Und zierlich gebracht in Reime,
Enthalten sie nicht, für immer wie jetzt,
Ins Leben schießende Keime.

Ein mächtiges Wort, das Früchte bringt
Noch künftigen Menschengeschlechtern;
Ein Sang, der tröstend und mahnend klingt
Der Wahrheit kühnen Verfechtern;
Ein Lied, das in seinem tiefsten Leid
Das Herz, das gepreßte, erheitert,
Und in trüber, nächtlich verhüllter Zeit
Der Menschheit Busen erweitert:

Ein solches Wort und ein solches Gedicht,
Das wie glühendes Liebesbrennen
Hervor aus des Herzens Tiefen bricht,
Ist wol eine That zu nennen.
Es schlingt sich, es pflanzt sich dauernd fort
Durch der Zeit ehrwürdige Halle,
Ein solches Gedicht und ein solches Wort
Mit stets anschwellendem Schalle.

Doch wer, und sei er ein Meister auch
In Farben oder in Tönen,
Nichts weiter thut als modischem Brauch
Und eitlem Gelüst zu fröhnen;
Wer, wie er Phrasen auch künstlich fügt
Und Reime voll süßen Klanges,
Dabei Gefühle nur heuchelt und lügt,
Misbrauchend das Recht des Gesanges:

Der trägt in seiner Brust kein Herz,
Dem schäumt nicht des Blutes Welle;
Der ist ein lärmhaft tönendes Erz
Und eine klingende Schelle;
Der ist ein übertünchtes Grab,
Doch innen voll Wust und Moder;
Rasch brennt sein geistiges Feuer ab,
Wie flüchtiges Geloder.

Die echte That ist echtes Gedicht,
Wie echtes Gedicht eine That ist.
Als Frucht drängt sich die That an das Licht,
Indeß Gedicht ihre Saat ist.
Der echte Mensch ist echter Poet,
Der den niederen Stoff bezwungen;
Ihm ist, wenn er von hinnen geht,
Des Lebens Hymnus gelungen.

Der schlimmste Feind.

Du zürnst, daß deiner Feinde Macht
Mit großem Drang und Schwalle,
Bald heimlich, bald in offner Schlacht
Dich neidisch überfalle.
Wohlan! so setze dich zur Wehr!
„Und wenn die Welt voll Teufel wär' —
Es muß dir doch gelingen!"

Indeß bedenke, lieber Christ,
Daß du von Anbeginne
Dein schlimmster Gegner warst und bist
In deinem argen Sinne:
Träg, feig' und doch dabei voll Trutz,
Voll Hoffahrt und voll Eigennutz,
Wie auch so viele Andre.

Die Welt, sie ist zwar schlimm genug
Und sucht dich zu berücken,
Sie ist voll Haß, voll Lug und Trug,
Und voller böser Tücken.
Sie gönnt dir selbst das Leben kaum
Und neidet dir den kleinen Raum,
Darauf du stehst und wandelst.

Mehr aber als die Menschheit noch
Hast du dich selbst bestritten,
Und was du littst, das hast du doch
Meist durch dich selbst gelitten.
Viel heft'ger als die arge Welt
Liegst selbst du gegen dich zu Feld —
Das sollst du nicht vergessen!

Zwei Wesen trägst du tief in dir,
Die sich voll Grimm bekämpfen:
Das eine ist voll wilder Gier,
Das andre will sie dämpfen.
So streiten sie in deiner Brust
Mit immer wechselndem Verlust
Und wechselndem Gewinne.

Drum schleudre kräftig Pfeil auf Pfeil
Auf deinen innern Gegner,

Sonst wird er deinem bessern Theil
Tagtäglich überlegner.
Und wenn du ihn nach Heldenbrauch
Zu Boden warfst, dann hast du auch
Die Welt mit überwunden!

Frieden mit der Welt.

Was klagst du, mein Gemüthe?
Es ist ja Alles dein:
Der Baum mit seiner Blüte,
Der Stern mit seinem Schein,
Der Strauch mit seiner Rose,
Die Rose sammt dem Duft,
Der Stein mit seinem Moose,
Der Lenz mit seiner Luft.

Was sich als heitres Leuchten
Auf Andrer Wangen malt,
Und was aus wonnefeuchten
Geliebten Augen strahlt,
Und jede Lust und jede
Gestillte Noth und Pein,
Und jede süße Rede —
Es ist ja Alles dein!

Das sind doch reiche Gaben
Für dich und Jedermann,
Daran ein Herz sich laben
Und sich erfrischen kann.
Soviel ist dir beschieden,
Soviel zur Lust bestellt!
Drum schließ' mit dir den Frieden,
Und schließ' ihn mit der Welt!

Schlußhymnus.

Er ist so fern,
Daß, wenn du Adlerflügel an dich nähmest
Und in die Himmel flögst von Stern zu Stern,
Du Seinem Throne doch nicht näher kämest.

Er ist so nah,
Daß, streckst du nur die Hand nach einer Blume,
Nach einer Frucht, so ist Er plötzlich da
Und wird dir zum Besitz und Eigenthume.

Er ist so stark,
Daß, wenn Er haucht, Gebirg und Wald zersplittern;
Daß selbst der Erdball bis ins tiefste Mark
Vor Seinen Athemzügen muß erzittern.

Er ist so mild,
Daß, wenn Sein Athem durch die Fluren säuselt,
Sich kaum im unermeßlichen Gefild
Ein Blatt nur rührt und eine Welle kräuselt.

Er ist so groß,
Daß Ihm die weite Erde nicht zu weit ist,
Daß Ihm der breite unbegrenzte Schoos
Des ganzen Alls und Weltalls nicht zu breit ist.

Er ist so klein,
Daß, in das Herz des Menschen eingelassen,
Ihn dieser kleine, kleine Herzensschrein
Vermag in seiner Ganzheit zu umfassen.

Fünfte Gruppe.

Zeitgeschichtliches.

Wie ich politischer Dichter wurde.

1842.

Der Eine sagt: Du bist Kritiker,
Ein Recensent und nichts weiter,
Ein scharfer Analytiker
Und literarischer Streiter!
Du hast deine Netze ausgestellt
Auf Bücher und Personen.
Da rühre dich, da ist dein Feld,
Und Niemand darfst du schonen!

Der Zweite spricht: Das Trauerspiel,
Das, Trefflichster, mußt du pflegen,
Das baue an, das ist dein Ziel,
Darauf sollst du dich legen.
Nicht auf die Ode, nicht auf das Lied,
Und nicht auf den Dithyrambus.
Was dir im Herzen glüht und sprüht,
Sprich's aus im dramatischen Jambus!

Nein! sagt der Dritte, die Komödie,
Zu der muß ich dich ermahnen,
Zur Persiflage, zur Parodie —
Man sieht's an deinen Romanen,
Es liegt viel Galle in deinem Blut,
Dir strömt die komische Ader!
Auf! Waffne dich mit ironischer Wuth
Zum Kampf und satirischem Hader!

Nein! spricht der Vierte, die Reflexion,
Die gründlich ernste Betrachtung —
Sie ist der literarische Thron,
Den du behauptest mit Achtung! —
O nein, spricht der Fünfte, das ist verfehlt!
Du denkst nur in lauter Notizen!
Die Wissenschaft, die strenge, zählt
Dich kaum zu ihren Novizen!

Nein! spricht der Sechste, dein tiefster Drang
Geht auf solchem Gebiet verloren;
Zum gemüthlichen Lied, zum epischen Sang,
Das, glaube mir, bist du geboren!
Die Lyrik, Liebster, die baue an,
Das Andre ist nur Verirrung! —
Was beginn' ich armer, geschlagner Mann,
Bei solcher Stimmenverwirrung?

Und wie ich so sinne, wird's plötzlich mir
Vor Augen lichter und lichter,
Ich nehm' einen frischen Bogen Papier
Und werde — politischer Dichter,
Und ziehe von Stadt zu Stadt umher,
Von Ländchen und Land zu Ländchen,
Und ergötze mich so nebenher
An Fackelzügen und Ständchen!

Vorwärts! Rückwärts! Stehen bleiben!

1842.

Vorwärts! rufen laut die Einen,
Vorwärts durch die Finsterniß,
Mit Zernagen und Verneinen,
Mit des Zweifels Drachenbiß,
Mit des Zornes scharfer Kralle,
Mit des Hasses gift'gem Hauch!
Die Paläste — tilgt sie alle,
Und die Tempel — tilgt sie auch!

Kein Gebet mehr, keine Psalmen!
Gottes- nicht, nur Pöbelgunst!
Was da galt, das laßt verqualmen
In des Aufruhrs wilder Brunst!
Blut ist unsrer Zukunft Dünger,
Blut der Völkerwohlfahrt Kitt,
Blut der Freiheit Wiederbringer,
Blut der Weltgeschichte Schritt! —

Rückwärts — rufen laut die Andern —
Sei der Schlachtruf, sei der Eid!
Rückwärts, rückwärts müßt ihr wandern!
Rückwärts liegt die goldne Zeit —
Wo Geburts- und Vorrecht siegte,
Blind war das gemeine Recht,
Herr, wer kriegte, Sklav, wer pflügte,
Und leibeigen jeder Knecht!

Volk — welch blinde dumme Masse!
Voller Schwielen, voller Schmuz!
Nur, damit man schwelg' und prasse,
Als ein Pfühl und Polster nutz!
Laßt uns doch die Bauern schinden,
Wie man eh'mals sie noch schund!
An die Kette laßt uns binden
Den gefräß'gen tollen Hund! —

Sich gedulden! Stehen bleiben!
Ist der Dritten Foderung:
Laßt uns nur nicht weiter treiben
Unsers Geistes Kraft und Schwung!
Weit genug sind wir gekommen,
Ach, uns dünkt, schon viel zu weit!
Niedersitzen wird uns frommen,
Still zu stehen ist nun Zeit. —

Rückwärts! Vorwärts! Stehen bleiben!
Rückwärts in die Geistesnacht,
Vorwärts in ein blut'ges Treiben,
Stehen bleiben mit Bedacht! —
Und der Weltgeist lenkt die dumme
Welt der Widersprüche fort,
Stellt die Posten dieser Summe
All' an den gehör'gen Ort!

Deutsche Studenten.

1842.

Chor.

Studenten sind die bravsten Leut',
Sie hungern und studiren heut',
Und zechen und schmausen morgen.

Einer.

Ein gesunder Sinn, ein frischer Muth,
Ihr jungen und alten Knaben,
Die sind zu allen Dingen gut
Und echte Himmelsgaben.
Sie helfen uns Gewalt und Trug
Und Hinterlist zerreiben —
Drum, bis zum letzten Athemzug,
Laßt uns Studenten bleiben!

Chor.

Studenten sind die bravsten Leut',
Sie hungern und studiren heut',
Und zechen und schmausen morgen.

Einer.

Sie sind die echte Geisteswehr,
Die Landwehr der Gedanken,
Und lieben sie den Schwank auch sehr,
Stehn sie doch sonder Schwanken.
Den Teufel, sei er noch so klug,
Verstehn sie auszutreiben —
Drum, bis zum letzten Athemzug,
Laßt uns Studenten bleiben!

Chor.

Studenten sind die bravsten Leut',
Sie hungern und studiren heut',
Und zechen und schmausen morgen.

Einer.

Sie führen oft für Dies und Das
Und Das und Dies den Hieber;
Doch haben sie das volle Glas
Zu mancher Zeit noch lieber.
Ein guter Hieb, ein voller Zug,
Dabei soll es verbleiben —
Drum, bis zum letzten Athemzug,
Laßt uns Studenten bleiben!

Chor.

Studenten sind die bravsten Leut',
Sie hungern und studiren heut',
Und zechen und schmausen morgen.

Einer.

Auch außer dem Collegium
Gibt's noch ein tüchtig Streben,
Das ganze Sein ist Studium
Und Wissenschaft das Leben.
Das Buch allein ist nur ein Spuk,
Das Leben sei kein Schreiben —
Drum, bis zum letzten Athemzug,
Laßt uns Studenten bleiben!

Chor.

Studenten sind die bravsten Leut',
Sie hungern und studiren heut',
Und zechen und schmausen morgen

Einer.

Wer wird, wie sie, bis in den Tod
Das Vaterland beschützen?
Des Heldenblutes Rosenroth
Im Kampfgefild verspritzen?

Des Teufels und des Auslands Lug
Mit gleicher Kraft vertreiben?
Drum, bis zum letzten Athemzug,
Laßt uns Studenten bleiben!

Chor.

Studenten sind die bravsten Leut',
Sie hungern und studiren heut',
Und zechen und schmausen morgen.

Travestie der Geschichte.

1842.

Die Fauste der Dichtung gedeihen gut,
Der Männer Fäuste erschlaffen,
Tagtäglich steigt der Scribenten Muth,
Tagtäglich rosten die Waffen.
Die Zeit wird zum schönsten Leder gegerbt,
Doch Niemand zieht vom Leder;
Die Wehr, die der Sohn vom Vater erbt,
Sind Rothstift und Gänsefeder.

Man denkt, man stelle Menschen dar
In dieser Affenkomödje.
So travestirt man schon viele Jahr
Die alte histor'sche Tragödje.
Politiker darf jetzt Jeder sein
Nach dem beliebten Muster;
Mit Thiers um die Wette drein
Schreibt jeder Schneider und Schuster.

Ja, leckt nur an dem Zeitungsspeck
Und wischt euch nachher die Finger,
Baut Häuser und Paläste keck
Aus altem und neuem Dünger:
Im Wirbelwinde schon kommt und naht
Ein Gott mit seinem Gerichte —
Und für das geschichtliche Surrogat
Tritt ein die Weltgeschichte!

Das Lied von der rechten Mitte.

1842.

Nicht allzu arm, nicht allzu reich,
Und stets nur halbes Maß,
Nicht allzu hart, nicht allzu weich,
Im Ernst nicht, noch im Spaß!
Nicht Russe ganz, nicht ganz Franzos,
Nicht Deutscher ganz, noch Britte!
Nicht mäßig — mittelmäßig blos:
Das ist die rechte Mitte!

Zu gut nicht, doch auch nicht zu schlecht,
Zu fleißig nicht, noch faul,
Nicht allzu frei, doch auch nicht Knecht,
Nicht Esel und nicht Gaul!
Halb Ja, halb Nein — und dennoch keins
Von Beiden, sei die Sitte!
Das ist das wahre Einmaleins
Der echten rechten Mitte.

Nicht allzu zahm, nicht allzu wild,
Zu bitter nicht, noch süß,
Zu herbe nicht und nicht zu mild
Und weder Das noch Dies!
Nicht zu bedächtig, nicht zu schnell,
Nicht rechts noch links die Schritte,
Nicht Meister grad', auch nicht Gesell:
Das ist die rechte Mitte!

Im Keller nicht, noch unter'm Dach,
Und nicht zu hoch, noch tief
Es sich gemächlich im Gemach
Bisher am besten schlief.
Ein Mittelhäuslein sei dir recht,
Nicht Palast und nicht Hütte!
So wohnest du nicht grad' zu schlecht —
Du wohnst zur rechten Mitte!

Zu viel Moral macht scrupulös,
Zu wenig bringt Gefahr!
Nicht grade gut, doch auch nicht bös',
Nicht roh, doch auch nicht gahr,
Nicht tapfer und nicht memmenhaft,
Mit Fodrung nicht, noch Bitte,
Mit Schwäche nicht und nicht mit Kraft:
Das ist die rechte Mitte!

Nicht allzu dumm, nicht allzu klug;
Nicht Wein, doch auch nicht Most;
Nicht allzu viel, nur fast genug,
Nur halbe Hausmannskost!
Wo Eins und Zwei, da muß auch sein
Das wohlbeschützte Dritte —
Gehst du zu Fünfen oder Drei'n,
So geh' hübsch in der Mitte!

Zeitsonette.

1843.

O Menschenwelt, grauhaarig, wundenrissig!
Du abgedienter Krieger, lahm geworden
Durch Marodiren minder nicht als Morden,
Unmuthig zum Entschluß, zum Muth unschlüssig!

Kaum strömt das Blut in deinen Adern flüssig,
Das sonst getobt in deinen Völkerhorden!
Wo ist dein Schwert? — Doch schmückst du dich mit Orden,
Du, nur im alterschwachen Grimme bissig!

Thu's, wie die feisten Murmelthier' und Bären,
Ruh' auf dem Kanapee, wie die im Winter
Von ihres Fettes Ueberreste zehren!

Noch besser, geh', alt Menschenvolk, und hänge
Mit rasch entschlossner That, mit keck gesinnter,
Dich auf in deiner Lügenstricke Menge!

Halt aus, o Zeit! Ich weiß, daß du am längsten
Den dumpfen Seelengram schon ausgehalten,
Die Zuckungen, die deine Brust zerspalten —
Halt' aus, o Zeit, und ist dir gleich am bängsten;

Wie einem Paar von wilden scheuen Hengsten,
Die, vorgespannt dem Schlitten, in den kalten
Schneewäldern Rußlands traben, deren Falten
Der Wölfe Herberg' sind. — In blut'gen Aengsten

Sieht man die Rosse rings den Schnee zerstampfen,
Weit strecken sie die Schenkel, und es dampfen
Vor Hitz' und Angst die aufgeblas'nen Nüstern.

Nachjagt der Wölfe Rudel, beutelüstern;
Die Rosse streben, sie zu überflügeln,
Doch sind von Zäumen sie gehemmt und Zügeln.

Diminutivum, Zeit! Diminutivchen!
Mit deinen tausendfachen Sächelchen,
Mit deinen Seufzerchen und Aechelchen,
Geh' hin, o Zeit, und nimm ein Vomitivchen!

Du hast verdorben dir dein Mägelchen,
Und deine Nervchen, Muskelchen und Kräftchen;
Geh' hin und nimm ein magenstärkend Säftchen;
Sei wieder Flegel statt ein Flegelchen!

Weltbühne du, auf deren Bretterchen
Am Draht sich drehn die allerliebsten Püppchen,
Die Bäschen, Mühmchen und die Vetterchen —

Du machst auf Fell'n ein Donnerwetterchen.
Großmutter! kräftige mit einem Süppchen
Von Landwein oder Braunbier dein Gerippchen!

Deutsche Einheit.

1843.

Vergönnt sei euch in Gnaden,
Ihr Deutsche, deutsch zu sein!
Reiht euch an Einen Faden,
Den deutschen Zollverein!

Frei sei nun euer Handel
In Leder, Tuch und Wachs,
Was zählt nach Schock und Mandel,
In Eiern, Obst und Flachs!

Frei sei nun euer Handel
In Rüben, Kraut und Speck!
Nur euer Lebenswandel
Sei nicht zu frei und keck!

Nicht greizisch und nicht lippisch,
Noch schleizisch sollt ihr sein!
Vergeßt nur nicht zu schnippisch
Den Paß und Heimatschein!

Chinesische Marseillaise.

1843.

Alles Gute kommt vom Kaiser,
Alle Guten preisen ihn!
Dafür sorgt ja schon die Presse,
Daß er nobel stets erschien.
Gibt man Freiheit unsrer Presse,
Fühlen wir uns hoch geehrt,
Wohl zu merken, wenn der Kaiser,
Wenn der Kaiser sie gewährt!

Zwar Despot ist er ein wenig,
Doch Despot mit zartem Geist,
Mit Geschmack und gutem Vortrag,
Viel bewandert, viel gereist.
Gibt man freie Staatsverfassung,
Fühlen wir uns hoch geehrt,
Wohl zu merken, wenn der Kaiser,
Wenn der Kaiser sie gewährt!

Unser Kaiser ist das Centrum
Und das Licht des ganzen Alls;
Was der Kaiser thut, ist edel,
Recht und billig jedenfalls.
Straft man uns mit Ruthenstreichen,
Fühlen wir uns hoch geehrt,
Wohl zu merken, wenn der Kaiser,
Wenn der Kaiser sie gewährt!

Moderne Lebenspraxis.

1843.

Willst du den Menschen imponiren,
Sei rauh!
Und willst du irgendwo reussiren,
Sei schlau!
Und willst du der Liebling der Frauen werden,
Sei Knecht!
Und willst du zu Schätzen gelangen auf Erden,
Sei schlecht!

Und soll dir freundlich das Schicksal lachen,
Sei dumm!
Und willst du dein Glück im Staate machen,
Sei krumm!
Und willst du das Deine nähren und mehren,
Sei karg!
Und willst du gedeihen zu Rang und Ehren,
Sei Quark!

Stoßseufzer eines Zerrissenen.

1843.

Die Zeit sitzt mir im Leibe schwer
Und macht mich noch vollkommen gichtisch,
Und keine Cur gelingt mir mehr,
Auf hegelsch nicht und nicht auf fichtisch.
Mir ist so weh, mir ist so bang
In dieser Zeiten Fieberhitze;
Wie! Oder fühlt die Zeit sich krank,
Weil i ch in ihren Gliedern sitze?

An das hochvernünftige Deutschland.

1843.

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Dünger und Dreifelderwirthschaft
Sind dir aus dem Grund bekannt.
Worte wechseln, Verse drechseln,
Wird dir gut von Händen gehn!
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Wie sich Gott erschafft im Denken,
Das ist dir gar wohl bekannt.
Du verstehst, was kaum im Himmel,
Noch auf Erden ist geschehn.
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Kleider klopfen, Strümpfe stopfen
Sind dir aus dem Grund bekannt.
Schmausen, zechen, Kurzweil sprechen,
Darin läßt du groß dich sehn!
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

Nichts ist, was du nicht verständest,
Deutschland, hochvernünftig Land!
Maltraitiren, persifliren
Sind dir aus dem Grund bekannt;
Chicaniren, infamiren
Und doch fromm zur Kirche gehn —
Eines nur, den wahren Menschen,
Wirst du schwerlich je verstehn!

An Preußen.

Eine verlorene Stimme vom März 1850.

Gürte mit dem Schwert die Lenden,
Preußen, und das Reichspanier
Greif' es straff mit nerv'gen Händen!
Schwing' es hoch, wir folgen dir!
Schwing' es hoch und laß es wallen
Ueber Deutschlands Marken frei,
Stolz und frei, damit es Allen
Ein Verbrüdrungszeichen sei!

Denke von dir selbst nicht niedrig,
Denke tapfer, trotzig, kühn!
Denke wie dein großer Friedrich,
Wie sein Ahn bei Fehrbellin!
Denk' an Roßbach und an Leuthen,
Zorndorf, Prag und Lowositz!
Denk' an deiner Söhne Streiten
Bei Laon und Dennewitz.

An das lust'ge Schlachtgerassel
Längs der Katzbach jähem Rand,
Wo im donnernden Geprassel
Deines Feindes Hoffart schwand!
Denk' an Leipzigs blut'gen Acker,
Wo dem feindlichen Geschoß
Bei des Dörferbrands Geflacker
Preußisch Blut in Strömen floß!

Denk' an jenen Tag der Ehren,
Als der Ruf nach dir geschah:
„Wollte Gott, die Preußen wären
Oder nur die Nacht erst da!"
Kaum noch sprach's der tapfern Britten
Hochbeherzter General,
Als schon kam herangeschritten
Deiner Sturmcolonnen Zahl.

Denke dran, wie um die Wette
Jüngst dein unerschrocknes Heer
Mit gefälltem Bayonette
Stürmend nahm die Dänenwehr;
Wie es, stets an Muth dasselbe,
Der Empörung üpp'ge Saat
Bald am Rhein, bald an der Elbe
Festen Schrittes niedertrat.

Laß die ganze Welt in Waffen
Gegen dich gerüstet stehn,
Laß am dunkeln Werk sie schaffen,
Dich der Ehre bar zu sehn:
Stehe fest, und ruhig warte,
Wer sich wider dich erklärt!
Eine Hand leg' auf die Charte
Und die andre leg' ans Schwert!

Gürte mit dem Schwert die Lenden,
Preußen, und das Reichspanier
Greif' es straff mit nerv'gen Händen!
Schwing' es hoch, wir folgen dir!
Denke von dir selbst nicht niedrig,
Denke trotzig, tapfer, kühn!
Denke wie dein großer Friedrich,
Wie sein Ahn bei Fehrbellin!

An Deutschland.

1850.

Deutschland, büß' in Sack und Asche,
Hüll' in Trauer deinen Geist,
Seit so kläglich Masch' auf Masche
An dem Netz der Einheit reißt.
Wie? Ist das Gespinnst so mürbe,
Daß du wirklich schon verzagst,
Und — ob es auch ganz verdürbe —
Nun dem Werke feig entsagst?

Weh, daß du auf deinem Posten
Sorglos eingeschlafen bist,
Während dich der West und Osten
Rings umgarnt mit Trug und List!
Wie gepreßt von schweren Quadern
Athmet deine Brust noch kaum;
An der Stirne nur die Adern
Pochen wie von bösem Traum.

Nur zuweilen zuckt im Krampfe
Deine riesige Gestalt;
Nur zuweilen, wie zum Kampfe,
Sieht man deine Faust geballt.
Sprich, träumst du von Bann und Kerker?
Sprich, wohin den Arm du reckst,
Wenn, ein knirschender Berserker,
Du die mächt'gen Glieder streckst?

Träumst du von vergangnen Leiden?
Von der Stämme Eifersucht?
Träumst du von gebrochnen Eiden?
Von Verrath und feiger Flucht?
Von der junkerhaften Sippe,
Die nichts lernt und nichts vergißt,
Der das Vaterland nur Krippe
Für die eigne Kaste ist?

Träumst du von den Ungezähmten,
Die, bethörend und bethört,
Deine beste Thatkraft lähmten,
Deinen schönsten Plan zerstört?
Eine kleine Schar Genossen,
Fast in Volks- und Fürstenacht,
Hält inzwischen unverdrossen
Ueber deinem Schlummer Wacht.

Bis du, aus dem Schlaf dich rüttelnd,
Wieder auf zum Lichte strebst,
Bis du, deine Glieder schüttelnd,
Dich als ganzer Mann erhebst!
Thue Buß' in Sack und Aschen,
Gönne dir nicht Ruh' noch Rast,
Bis du gänzlich abgewaschen
Deinen jüngsten Makel hast!

Mahnung.

1850.

Heraus aus eurer dumpfen Rast
Im Faulbett der Kasernen!
Seid nicht mehr euch und uns zur Last,
Jetzt sollt ihr fechten lernen!
Wollt ihr kaum etwas Andres sein,
Als blos des Volkes Sbirren,
Wozu noch eure Prahlerein
Und euer Säbelklirren?

Schlagt mit erlogner Leidenschaft
Nur laut an eure Schenkel,
Und nennt euch nur an Heldenkraft
Der Ahnen würd'ge Enkel!
Prahlt, daß ihr mit Erfolg gekriegt
Im Schach- und Damenbrette,
Und daß ihr leichten Sturms gesiegt
Im Arme der Grisette!

Prahlt, daß ihr den und jenen Wicht
Im Zechen ausgestochen —
Prahlt, wie ihr wollt, wir glauben nicht,
Daß Mark in euern Knochen,
Nicht daß in euerm Blut noch gährt
Der Heldengeist der Ahnen,
Die keine Rast sich je gewährt
Beim Anblick deutscher Fahnen!

Wir glauben nicht, so sehr ihr pocht
Auf eure Vollblutsgrade,
Daß Glut in euern Adern kocht,
Ihr Helden der Parade,
Solang' der blaugewölkte Hauch
Des duft'gen Krauts von Cuba
Euch mehr behagt als Pulverrauch
Beim hellen Klang der Tuba!

Wir glauben's nicht, solang' das Schwert
Euch müßig hängt zur Seite
Und kampflustwiehernd euer Pferd
Nicht fort euch trägt zum Streite,
Indeß ein edler Bruderstamm,
Entschlossen, hochgemuthet,
Von Herzen stark, von Gliedern stramm,
Allmälig sich verblutet!

Doch wenn dich auch die Welt verläßt,
Noch bist du nicht verlassen,
Hältst du nur an dir selber fest,
Du Volk der Angelsassen!
Volk, das vordem an manchem Tag
Mit Armbrust und mit Bolzen,
Mit Schwerterschwung und Keulenschlag
Den Feind hinweggeschmolzen!

Ruhm, Ruhm, und vollster Ehrenpreis
Für jetzt und alle Zeiten
Dem, der für Angelns Rechte weiß
Selbst bis zum Tod zu streiten!
Sein Name, wie er immer tönt,
Er leb' im Mund der Dichter,
Und Ehre sei's ihm, wenn ihn höhnt
Gesind' und Hofgelichter!

Schlachtentod.

1850.

Wie selig, selig ist es doch,
Im offnen Feld zu sterben,
Wenn um die Braut des Sieges noch
Die Kameraden werben!
Trompeten schmettern lustig drein,
Die Trommeln wirbeln durch die Reihn,
Die Säbel geben hellen Schein,
Laut donnern die Geschütze!

Das Leben pulst rings um dich her,
Dein's strömt aus allen Adern!
Wild schäumt um dich ein stürmisch Meer
Von Rotten und Geschwadern.
Kein weinend Auge härmet dich,
Der Sonne Strahl umleuchtet dich,
Des Himmels Thau befeuchtet dich
Auch mitten noch im Sterben!

Feldpredigt.

1850.

Die Sonne leuchtet — weithin glänzt das Feld
Von blankem Helmschmuck und Gepräng' der Waffen.
Die Fahnen wallen, stolz vom Wind gebläht,
Und finster drohn, in lange Reihn gestellt,
Die Mündungen der ehernen Geschütze.

Der Herr der Kriegsgeschicke sei mit euch
Und mache euern Arm unüberwindlich!
Der Herr der Kriegsgeschicke sei mit euch
Und knüpfe Sieg und Ehr' an eure Banner!
Der Herr der Kriegsgeschicke sei mit euch,
Und geb' euch einen ruhmgekrönten Frieden!

Bedroht sind deutsche Marken, deutsche Stämme,
Die fest gehalten an dem deutschen Volk,
An deutschem Glauben und an deutscher Sitte,
An deutschem Wort und echter deutscher Treue.
Ihr seid des Vaterlands erlauchte Kämpfer,
Die Streiter für das altverbriefte Recht,

Die Paladine unsers Ehrentheils.
Als Würgeengel fegt mit flammendem
Entblößtem Schwert den fremden Kehricht weg,
Der ein' sich nisten will in deutschen Landen!
So fechtet, fechtet, fechtet! Gönnt dem Feinde
Nicht soviel deutsches Land, als mit dem Spaten
Der Landmann aus dem Vatererbe gräbt!
Nicht soviel deutsches Volk, als einer Hütte,
Als einer Bauernstube Raum umfaßt!
Nicht soviel deutschen Laut, als ein Gebet,
Ein einzig Vaterunser in sich schließt!

Und wenn ihr, nach vollbrachter blut'ger Arbeit,
Heimkehrt zu euern Häusern, sieggekrönt:
Noch zärtlicher umfängt euch eure Schwester,
Noch stolzer eure Mutter, feuriger
Die Gattin oder Braut, die heißgeliebte.
Durch Ehrenpforten, aus der Eiche Laub
Und Blumenwerk von edler Frauen Händen
Gewoben und mit Bändern reich geschmückt,
Zieht ihr in eure Heimatstädte ein.
Aus allen Fenstern hängen Teppiche
Und Fahnen, in des Volks erwählten Farben,
Aus allen Fenstern wehn und winken Tücher
In zarten Händen grüßend euch entgegen,
Und mancher Jungfraunaugen reines Meerblau
Erglänzt vom Perlenschmuck der Freudenthränen.
Die Meng' umjubelt euch und schwenkt die Hüte
Und schüttelt euch mit kräft'gem Druck die Hände;

Und von des Volks gewaltigem Triumphschrei,
Dem Siegs- und Freudendonner der Kanonen,
Der Glocken erzenem Zusammenhall
Erbebt die Luft, erbeben eure Herzen! —

Senkt eure Blicke, die so sieghaft leuchten;
Senkt eure Waffen, die ihr hoch erhoben;
Senkt die Paniere, senkt sie tief, und hüllt
In Trauerflor die stolzen Heerstandarten!

Denn Lüge, Lüge ist die buntgeschmückte,
Mit Flittern und mit falschen Steinen reich
Geputzte Bühnenkönigin der Welt,
Vor der die Völker sich im Staube winden,
Indeß in ihrem schlichten Kleid die Wahrheit
Nicht Herd noch Heimat hat, und preisgegeben
Dem Hohn und der Verachtung an Palast
Und Hütte pocht und keinen Einlaß findet. —

Hört denn: nach blut'gen Schlachten zieht ihr heim,
Als wäret ihr, die ihr gesiegt, Besiegte!
Kein Jubellaut empfängt euch, keine Hand
Legt dankend sich in eure; keiner Jungfrau
Holdsel'ger Blick senkt, wie ein thauig Labsal,
In blauen Tropfen sich auf euer Herz.
Ist's Groll, ist's Mitleid, ist's getheilte Trauer,
Die euch entgegenweht aus diesem Schweigen?
Gesenkten Blickes zieht ihr stumm daher —
Ein Leichenzug viel mehr als ein Triumphzug.

Die tapfre Kriegerschar, die, aus den Lenden
Des brüderlichen Stamms hervorgesproßt,
Das deutsche Banner hochhielt in des dichten
Kartätschenhagels donnerndem Geprassel —
Sie wird zersprengt nach allen Winden, nimmt
Handgeld vom heil'gen Vater, dem zu Rom,
Um Schildwacht stehend an des Vaticans
Marmornen Treppen und der Engelsburg
Altdüsterm Thor im faulen Dienst zu frohnen;
Nimmt Handgeld von dem Kaiser jenes Reichs,
In welchem aus des Urwalds feuchtem Moder
Die Sonne gift'ge Fieberdünste kocht,
Um auf der Pampas tafelglatter Fläche,
Wo Roß und Mann im Riesengras versinkt,
Für schnöden Sold ihr Herzblut zu vergießen;
Nimmt Handgeld von der Gauklernation
Der Gallier, um auf Kabyliens
Zu heißer Asche ausgedorrtem Blachfeld
Sich mit des Atlas freigebornem Volk
In ruhmlos wildem Schlachtgewühl zu tummeln.

So laßt uns die Gefallnen glücklich preisen,
Die auf dem Feld der Ehren mit geschwindem
Barmherz'gen Griff der Tod gemäht, um sie
In seine vollen Scheuern einzusammeln!

Doch ach! die Kränze, womit liebendes
Gedenken ihre Gräber sorglich schmückte —
Von Frevlerhänden werden sie zerrissen;

Man zerrt die Kreuze aus der Erde, macht
Die Todtenhügel selbst dem Boden gleich;
Man wühlt und scharrt mit räuberischer Faust
Selbst die Gebein' aus ihrer Ruhestätte,
Und gibt sie preis krummschnäbligem Gevögel
Und der gemeinen Bleicherin, der Sonne!

Sagt, was ist Vaterland? Ein bloßer Name,
Ein Schall, der aus des Lügners Munde geht,
Und Glauben nicht verdient und nicht mehr findet,
Ein Stück des abgenutzten Völkerhausraths,
Auf den kein Jud' euch einen Pfennig borgt!
Sagt, was ist Ruhm? Fragt bei dem Narren an
Im Irrenhaus, der sich die schwüle Stirn
Mit Gräsern und mit Nesseln kraus umwindet
Und, stolz auf seine „Lorberkrone" deutend,
Sich Cäsar oder Alexander nennt!

Ein Hoch dem deutschen Bunde!

1853.

Ein Lebehoch dem deutschen Bund,
Dem Bund der deutschen Geister,
Die sich bewährt mit That und Mund,
In Schrift und Ton als Meister!
Die treu des deutschen Denkens Kraft,
Der Künste zarte Blüten,
Den Hort der deutschen Wissenschaft,
Der deutschen Dichtung hüten!

Ein Lebehoch dem deutschen Bund,
Dem Bund der deutschen Herzen,
Die in dem weiten Tempelrund
Erglühn wie Weihnachtskerzen!
Sie strahlen mild, sie leuchten klar
In brüderlichen Flammen,
Und schlagen um den Hochaltar
Des Vaterlands zusammen!

Ein Lebehoch dem deutschen Bund,
Dem Bund der deutschen Treuen,
Die aus des Herzens tiefstem Grund
Stets ihren Schwur erneuen —
Ein Häuflein klein, doch unverzagt,
Wie auch die Welt mag schnauben,
Wie auch der Wurm des Zweifels nagt
Am wahren echten Glauben!

Die Krone fiel vom Haupte dir!

1856.

Die Krone fiel vom Haupte dir,
Der Zepter ist zerschlagen,
Den du zur Ehr' und Herrscherzier
In alter Zeit getragen.
Zerrissen ist dein Prachttalar,
Der purpurn dich umflossen;
Dahin ist deiner Helden Schar,
Die Schar der Kampfgenossen!

Und doch, wie du so vor mir stehst
Im bettelhaften Kleide,
Wie du mit stillen Blicken flehst
In deinem tiefsten Leide,
Wie thränend dir das Auge quillt,
Die Brust von Seufzern flutet,
Bist du doch ein so rührend Bild,
Daß mir das Herz fast blutet.

Du Königin im härnen Kleid,
Ich kann von dir nicht lassen;
Ich will voll Leid in deinem Leid
Dich immerdar umfassen.
Ich will vor allen Thüren stehn
Bei Hohen und bei Niedern,
Und betteln, immer betteln gehn
Für dich mit meinen Liedern!

Sechste Gruppe.

Zum Cultus des Genius.

Mozart.

Vorgetragen vom Hrn. Schauspieler Schenk bei der am 13. Mai 1838 in Leipzig veranstalteten Mozartfeier.

Da wo Juvaviens blanke Zinnen glänzen,
Die Salzach sich in breiten Wellen wiegt,
Der Alpen Firnen rings das Thal umkränzen,
Das drinnen ruht, so heimlich eingeschmiegt,
Wo alle Schönheitsformen sich ergänzen,
Und nicht die Anmuth, nicht die Wildheit siegt —
Da reichen wol im lieblichen Gelände
Italien und Deutschland sich die Hände.

Dort ist ein Kind dem deutschen Land geboren,
Der Götter Liebling, reicher Gaben voll,
Der Mozart, dessen Name unverloren
Durch aller Zeiten Läufe bleiben soll,
Aus dessen Geist, zum Herrschersitz erkoren
Der Melodie, ein glühend Leben quoll —
Ja, solch ein Kind, das schon in frühen Stunden
Italiens und Deutschlands Geist verbunden.

Der deutsche Tiefsinn, unsers Volkes Erbe,
War frühe schon dem Knaben aufgeprägt,

Doch auch Italiens Anmuth, die das Herbe
Bei ihm mit goldnem Schmelze ausgelegt,
Die, stets bedacht, daß sie das Dunkle färbe,
Um den Entzückten ihre Flügel schlägt,
Die bunten Flügel, zierlich, farbenhelle,
Womit sie gaukelt, die Gesanglibelle.

Ja, solch ein Kind, das schon mit Kindeshänden
Manch männlich Werk in Tasten aufgewühlt;
Das im Beginnen schon ein Sich=Vollenden
Errungen hat und wie ein Mann gefühlt;
Das wie ein Genius, den die Götter senden,
Was nah ihm trat, in seinem Banne hielt:
Das in Paris, Neapel und in Mailand
Den Sieg errang und auf der Britten Eiland.

Ja, solch ein Kind, deß Geist mit Zauberschnelle
Zu einem Riesengeist erwachsen ist;
Das mit dem Himmel spielt und mit der Hölle,
Und Höh' und Tief' und jede Breit' ermißt;
Das seinen Fuß setzt auf des Abgrunds Schwelle —
Nur eine Staffel mehr zu dem Gerüst,
Darauf es steigt zum ew'gen Reich der Wahrheit,
Das Dunkel lichtend mit der eignen Klarheit.

Halb Kind, halb Jüngling, schwingt er schon die Keule
Des Hercules und schafft den „Mithridat".
Doch horch! Welch Lispeln! Mit beschwingter Eile
„Die Gärtnerin aus Liebe" zierlich naht!

Und dann des Krieges und des Sturms Geheule,
Des Seesturms auf dem tiefdurchwühlten Pfad
Der Wasserwelt! „Idomeneus!“ die Geister
Erkennen schon in dir, Mozart, den Meister!

O Leben du der Liebe, holdes Sehnen!
Des Lebens Leben und des Lebens Tod
Und Todes Tod! Wie segelst du auf Thränen,
Auf Lächelmienen fort, — und so bedroht!
Und nirgends, ach, ein Halt, dich anzulehnen!
Doch Liebe ist ihr eignes Rettungsboot!
„Belmonte und Constanze“ — welche Gluten!
Der Liebe Lust und Leid in Wechselfluten.

Und weiter winden sich die Blumenketten
Zum Hochzeitfest des muntern „Figaro“,
Und drunter lauscht das Heer der Amoretten
Und Liebeslust, gestillter Sehnsucht froh,
Und Cherubin, der Schalk, der, sich zu retten,
Mit raschem Sprunge dem Gemach entfloh. —
„Così fan tutte“ — Eine wie die Andern!
Die Mädchen sind — Mozart bezeugt's — aus Flandern.

Doch nun hervor, ihr nächtlichen Dämonen!
Hervor, du Gast von Stein, du Marmorbild!
Du Geist der Rache! — Oeffnet euch, ihr Zonen
Des Abgrunds! Wüste Hölle, sei enthüllt!
Enthüllt, du Menschenbrust, und die drin wohnen,
Ihr Geister all', von wilder Lust erfüllt,

Der Sünde Geister — macht zur Tummelstätte
Don Juan's Brust und schlingt um ihn die Kette!

Die Kette schlingt um ihn, hängt Erzgewichte
An seinen Fuß! Umgaukelt ihm das Haupt
Mit Rosen erst, damit er sich vernichte,
Er, der nur taumelt, doch nicht ahnt, noch glaubt.
Horcht! die Posaunen rufen zum Gerichte,
Der Abgrund murrt, die wilde Hölle schnaubt.
Finch' han dal vino — hat er schon vergessen
Die Melodie, der sich so hoch vermessen?

Du Eifersucht des Weibes, rase, klage!
Zorn der Gekränkten, weinend brich hervor!
Die Rache auf den Frevler! Seine Tage
Sind ihm gezählt! Schon klafft der Hölle Thor!
Doch du, o Schalksnarr, von so derbem Schlage,
Du darfst nicht fehlen, freundlicher Humor —
Mein Leporello! — Der Humor, der echte,
Besiegt ja stets des Abgrunds finstre Mächte.

Und süße Töne hört man klingen, leise,
Ein Flötenzauber ist's! Wie wunderbar
Beugt selbst das Element sich vor der Weise?
Durch Feu'r und Fluten schreitet dort ein Paar!
So kindlich fromm auf dieser seltnen Reise
Stellt sich Tamino und Pamina dar.
Wer zweifelt noch, daß sie den Sieg errungen?
Die Königin der Nacht, sie ist bezwungen!

Sie ist bezwungen, ist besiegt, vernichtet,
Die Königin der Nacht, die Leidenschaft!
Des Lebens Wirren sind versöhnt, gelichtet,
Die Seele frei, gebrochen ist die Haft!
Seht, wie die Tugend auf dem Throne richtet!
Ein Herrscher ist's voll Milde und voll Kraft,
Titus der Gütige! Was kann gelingen
Dem Meister noch, als sich zu Grab zu singen?

Sein „Requiem", das war die bange Thräne
Der Todesahnung, Thränenmelodie,
War Thräne, die Gesang ward, Lied der Schwäne,
Der sterbenden — im Liede sterben sie.
Ob Dies irae, dies illa gähne,
Das Ora supplex täuscht die Gläub'gen nie.
Pleni sunt coeli tua gloria!
Das Sanctus tönt! — Das Himmelreich ist nah!

Schiller.

Gesungen beim leipziger Schillerfeste am 11. November 1841.

Frisch auf, den Becher zur Hand, zur Hand,
Ihn auf die köstlichsten Ehren,
Auf der Menschheit Recht, auf der Freiheit Band
Und ihre Vertheid'ger zu leeren!
Vertheid'ger der Eine durch Schwertes Gewicht,
Vertheid'ger der Andre durch Wort und Gedicht!

Auch der Reim ist Pfeil, auch das Wort ist Speer
Gegen Selbstlinge, Bonzen und Schranzen;
Auch Gedanken sind ehrliche Manneswehr
Und tüchtige Vesten und Schanzen
In der großen Schlacht, wenn der freie Geist
Am dumpfen Siegel der Satzung reißt.

Wer hat mit der Rede eherner Faust
Wol mehr an dem Siegel gelüftet,
Wol mehr die Herzen mit Kraft durchsaust
Und mit Freiheitsarom durchdüftet,
Wol mehr das neblige Dunkel erhellt,
Als Schiller, der Dichter, der Mensch, der Held!

Wohlauf! Was er wollte, dran haltet fest,
Trotz des Abgrunds tückischen Netzen,
Mit dem Geiste, der nimmer sich beugen läßt,
Trotz allem Jagen und Hetzen;
Mit dem Herzen, das bieder und deutsch und rein
Nicht dem Abgott opfert, dem falschen Schein!

Im Denken ein Posa, im Handeln ein Tell,
Soll Deutschland in Eins zerfließen,
Und wie ein gesunder lebendiger Quell,
Sich aus eignem Ursprung ergießen!
Laßt ab, laßt ab vom kleinlichen Thun,
Um in Gott — und in eigner Kraft zu ruhn!

Laßt ab vom Neid und schlechtem Gezänk,
Dem giftigen Nattergezüchte!
Weit öffnet das Herz, das sonst so eng,
Und lebt, wie ihr träumt im Gedichte!
Den Todten ehrt! Doch dem Lebenden soll,
Dem echten, nicht minder gebühren der Zoll.

So ehrt ihr im Geist und der Wahrheit ihn,
Der im Geist und der Wahrheit gesungen!
Der Todte soll leben, das Alter blühn!
Doch leben auch sollen die Jungen!
Hoch drei mal Ihm, dem, des Geistes voll,
In jeglichem Worte die Jugend quoll.

Herder.

Gesprochen beim münchener Herderfeste am 25. August 1844.

Kennt ihr die Zeit? — In Fesseln bang und dumpf
Lag noch das Wissen und mit ihm das Leben;
Noch fühlte sich der Geist beengt und stumpf,
Die Dichtung fremder Satzung hingegeben.
Nur hier und da am deutschen Horizont
Ließ sich ein karges Dämmerlicht erspähen;
Doch blieb des Wissens Tiefland unbesonnt —
Da thatst du auf des Tempels Propyläen!

Zwar Propyläen nur, doch mächtig war
Zum innern Heiligthum die Eingangspforte:
Dran prangte eine Inschrift rein und klar —
„Licht, Leben, Liebe!“ lauteten die Worte.
Licht, Leben, Liebe! haben wir das Licht,
Das Leben und die Liebe? Ach, wir sehen
Vor Nebeln noch der Menschheit Sonne nicht —
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Hinweg — riefst du — mit jenem Kunstgesetz,
Womit sich der geschulte Dichter brüstet,
Womit er, wie mit einem feinen Netz,
Die leichtbetrogne Menge überlistet!
Was tief im Volke lebt, das ist der Keim,
Den in der Dichtung Furchen ihr sollt säen —
Und wiederfind' ich meinen alten Reim:
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Und weiter sprachst du, Gegner aller Kunst,
Die Formeln schafft statt blühender Gedanken:
Fort mit dem trügerischen Nebeldunst
Der Schulsophistik, der im Innern kranken!
Gesunder Sinn gibt schlicht und wahr sich kund,
Das Denken sei kein Suchen, nein, ein Spähen!
Wol sprachst du wahr; doch wieder sagt mein Mund:
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Das sollt ihr wissen — sprachst du — die Natur,
Der Erde Leben und die Weltgeschichte,
Ein Ganzes, Allgemeines sind sie nur
Und ordnen sich von selbst wie zum Gedichte.
Was heut' entkeimt, bringt künftig Frucht ans Licht,
Was hier geschieht, wirkt dort auch ein Geschehen!
Wie groß und hehr! Wir aber fassen's nicht —
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Du lehrtest uns: die heil'ge deutsche Kraft,
Die, was da welsch und römisch, überwunden,
Von neuem trete sie in Blüt' und Saft,
Von neuem sei die deutsche Glut entzunden!
Von neuem schmücke sich das deutsche Land,
Durch Einheit stark, mit glänzenden Trophäen!
Doch sind die Herzen wirklich auch entbrannt?
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Ein Hirt und eine Heerde — riefst du aus —
Die Menschheit nur ein einzig Volk von Brüdern,
Und alle Länder nur ein einzig Haus,
Ein Körper nur, mit wohlgefügten Gliedern!
Ja, einen allgemeinen, einz'gen Bund,
Der Menschheit Bund, sollt ihr sich bilden sehen!
Du legtest zu dem Tempel nur den Grund —
Wir stehn noch immer an den Propyläen!

Vor Goethe's Standbild.

Zur Erinnerung an die Säcularfeier Goethe's am 28. August 1849
in Frankfurt am Main.

Als, wol verkannt, doch nicht gering,
Meister Wolfgang noch auf der Erde ging,
„Und viele Schüler sich zu ihm fanden,
Die nur sehr selten sein Wort verstanden",
Liebt' er es, sich auf Straßen und Gassen
Seinen Gedanken zu überlassen;
Bald stehend vor alten Kirchenpfeilern,
Bald auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern
Scherzend mit einem hübschen Kindel
Oder plaudernd mit zerlumptem Gesindel,
Mit Zigeunern und Rattenfängern,
Mit Orgeldrehern und Bänkelsängern,
Mit Affenführern und Savoyarden,
Mit allen Arten von Jahrmarktsbarden,
Mit Hunde- und Puppenkomödianten
Und andern edeln Kunstverwandten,
Damit er so in richtiger Nähe
Des Volkes Treiben sich besähe,

Und all' sein Thun und sein Verrichten
Erzählen könn' in seinen Gedichten.

Drauf hat er geschildert, und gar nicht übel,
In ihrem netten reinlichen Stübel
Das herzige Gretchen, dem nicht vor dem Fauste,
Wol aber vor dem Mephisto grauste —
Die süße, lieblich duftende Blume
Aus dem stillen friedlichen Bürgerthume,
Die froh geblüht, bis Faust sie pflückte
Und sie in gieriger Lust zerdrückte.
Und weiter die lärmenden Studiosen,
Die bemoosten Häupter, die burschikosen,
Die nichts vom Franzmann wollen wissen,
Doch seine Weine nicht gerne missen
Und mit wenig Witz und viel Behagen
Sich roh und wüst durchs Leben schlagen.
Dann den uns Allen wohlbekannten
Famulus Wagner, den Erzpedanten,
Dem es von je unmöglich gewesen,
Aus Büchern Geist oder hinein zu lesen.
Und neben diesem trocknen Magister
Die kleinen Bürger, die Stockphilister,
Die auf nichts mit so großem Eifer halten,
Als daß hübsch Alles bleibe beim Alten;
Die aber gern lesen in den Blättern,
Daß die Völker aufeinander wettern
Weit hinten in der Türkei in Masse,
Nur daß man s i e aus dem Spiele lasse.

Doch soll man Götz auch nicht vergessen,
Der seine Gegner pflegte zu messen
Mit eiserner Ellen, daß sie nicht wußten,
Ob sie, oder nicht, ihm danken mußten;
Der mit biederm Gemüth stets darauf dachte,
Daß das deutsche Reich nicht gänzlich verschmachte;
Daß es, mit jammervoller Geberde,
Nicht der Völker Spott und Gelächter werde;
Daß auf Einem Haupt nur die Krone blitze,
Ein Herrscher nur auf dem Throne sitze;
Daß nicht hundert und hundert Herren geruhten,
Sich zu versehn mit den Attributen
Der Oberhoheit, um Jene zu schröpfen
Und Diese zu hängen, zu rädern, zu köpfen,
Und den Menschen zum Schreck, zur Lust den Raben,
Höchsteigene Galgen im Ländchen zu haben.

So hat er neben Egmont und Klärchen,
Dem anmuthvollen Liebespärchen,
Das sich in der Liebe der Freiheit weihte
Und des Volkes Morgenroth prophezeite,
Neben Torquato Tasso und Iphigenien
(Wir erließen ihm gern die spitzigen Xenien)
Und neben andern menschlich milden,
Wie Marmor reinen idealen Gebilden,
Neben Werther und neben Werther's Lotte,
Neben der Bayadere und ihrem Gotte,
Der sie in seinen Himmel entführte,
Weil ihn ihr menschliches Wesen rührte,

Neben Wilhelm Meister, der bei allem Irren
Zu lösen suchte des Lebens Wirren —
So hat er in seinen Dichtungen
Geschildert das Volk nach allen Richtungen,
In Liedern, die aus dem Herzen kamen
Und in tausend Herzen den Einzug nahmen,
Weil fern von Phrase und fern von Schwulste
Das deutsche Gemüth in ihnen pulste.
Er hat in seiner süßen Idylle
Von Hermann und Dorotheen gemalt das stille
In sich befriedigte Bürgerleben,
Wie man es trifft nur in Deutschland eben.
Und dann wieder Faust, den mächtig Ringenden,
Durch Himmel und Hölle auf und ab sich Schwingenden,
Der stets ins Unendliche philosophirte
Und mehr als billig speculirte
Ueber alles Lebens und Seins Urgründe
Und alles Wissens Tiefen und Schlünde.
Doch will der Mensch sich heben zum Gotte,
So verfällt er zuletzt dem Hohn und Spotte,
Und muß, ist er zu selbstvergessen,
Gras endlich wie Nebucadnezar fressen.
Drum ward dem Faust bei seinem Streben
Der Mephistopheles beigegeben,
Das cynisch-hämische Ungeheuer,
Die Spottgeburt von Dreck und Feuer,
Der böse Geist, der Sohn der Hölle,
Prustend und schnaubend in der Bosheit Völle,

Der Alles verneinende Freund des Gemeinen,
Erzfeind des Guten, Schönen und Reinen,
Und doch voll Geist und schneidendem Witze,
Der rings versprüht seine Schwefelblitze,
Ein gründlicher Kenner der Leidenschaften,
Die in den Seelen der Menschen haften
Und sie belügen und betrügen,
Bis sie satt sich geschwelgt in vollen Zügen.

Nicht mochte der Meister im Sinne haben,
Daß die wackern Pommern und ehrlichen Schwaben
Nun lauter Mephistos sollten werden
Mit cynischen Witzen und frechen Geberden.
Das überließ er den überkecken,
Geschniegelten, vornehm blasirten Gecken,
Die Niemandem seinen Glauben gönnen
Und selber an nichts recht glauben können,
Die Alles bespötteln und Alles bewitzeln
Und jede Tempelwand bekritzeln.
Auch stammten vom Bösen nicht die Worte,
Die der Meister sprach an anderm Orte,
Daß der Mensch, auch sorgend für Andrer Genüsse,
Stets „edel, hülfreich und gut" sein müsse.
Drum besang im lauten Hosiannah
Der Meister auch die edle Johanna —
Johanna Sebus, das Kind aus dem Volke,
Schön Suschen, das, als die Regenwolke
Und Sturmflut den Strom anschwellen machten
Und Wehren und Dämme zum Weichen brachten,

Ihr eigenes Leben für Andrer Leben
Voll Siegs= und Todesmuth hingegeben.

Das ist der Mann, den sie heute feiern,
Den sie betoasten und beleiern,
Für den sie die Fenster illuminiren
Und mit Bändern und fliegenden Fahnen zieren,
Dem zu Ehren sich die Gaffer in Massen
Zusammendrängen in Frankfurts Gassen,
Um sich zu erbaun am bunten Spectakel —
Doch ohne zu fühlen das tiefe Mirakel,
Daß ein solcher Geist hier Fleisch geworden,
Der Obersten Einer im Menschheitsorden;
Denn was er fühlte und was er dachte,
Und was er sinnend und denkend vollbrachte,
War Alles zu Nutz dem Menschheitsbunde,
Daß er enger sich schließe in der Runde
Und sich im geistigen Dienste veredle,
Und nicht mehr vor bloßen Satzungen wedle,
Und frei sich mache von Narretheiung
Und vom Dämon gehässiger Parteiung.
Ach hier, wo kaum erst das Blut verdampfte,
Wo im Sturmschritt der Straßen Pflaster stampfte
So Roß als Mann im wüsten Gewirre,
Mit Hurrahruf und Säbelgeklirre,
Wo die Leidenschaft, die ungeklärte,
In wilder Brandung toste und gährte,
Hier trägt fast ein solches Fest die Züge
Des Schaugeprängs und geputzter Lüge.

Denn wie sie auch stehn und schaun und gaffen,
Bald feine Gecken, bald plumpe Laffen,
So tragen sie, unter Fracks wie Blousen,
Doch andre Dämonen in ihrem Busen,
Als den Geist der Humanität, den reinen,
Der nichts wissen will vom Roh-Gemeinen,
Der mild nur glüht, statt zehrend zu brennen,
Der nur einen will, nicht lockern und trennen.

Drum blickst du so ernst auch auf die Menge,
Auf das bunte wunderliche Gedränge,
Auf diese wogende Flut von Leibern,
Von schaubegier'gen Männern und Weibern,
Auf diese ganze Menschenwildniß,
Du Mann von Erz, du Goethe-Bildniß!

Anmerkungen.

Das Todtenfest von Thirlestane. S. 3.

Der größte Theil dieser Ballade entstand bereits 1853 in Hamburg, gleich nachdem ich die Geschichte nach der englischen Schrift „**Family romance, or episodes in the domestic annals of the aristocracy**“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Nr. **33** f. **1853**) mitgetheilt und sie als „ausgezeichneten Stoff für Romanschriftsteller und Balladendichter“ empfohlen hatte. Außer von mir ist der Stoff auch in der That gleichzeitig von noch zwei Dichtern bearbeitet worden, von Adolf Böttger in episch-novellistischer Ausführlichkeit unter dem Titel „Der Erbe von Thirlestane“ in seinen „Cameen“, und von F. Brunold unter demselben Titel, den ich meiner Mittheilung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ gegeben hatte: „Wie die Barone von Thirlestane an den Bettelstab kamen“, in einer kleinen Ballade, welche der Gruppe'sche „Musenalmanach für 1855“ brachte.

O'Neal. S. 13.

Zu dieser Ballade, wie zu der „Von einem Könige, der eine Gans lieb hatte“ (S. 99) gaben mir einige Zeilen in A. Helfferich's von der „Allgemeinen Zeitung“ früher mitgetheilten „Irischen Skizzen“ Stoff und Anregung. Seitdem las ich eine Ballade von Meinhold, der ein ähnlicher Stoff zu Grunde liegt, nur daß es sich in ihr um einen Wettstreit zweier Brüder, Koll und Angus, bei einer Brautwerbung handelt. Auch gibt es, wie ich später in Erfahrung brachte, eine skandinavische Sage ähnlichen Inhalts — ein

Beweis, wie beliebt die Sage „von der blutigen Hand" im ganzen Norden gewesen sein muß, da sie, wenn auch in Bezug auf die Motive abweichend, in Island, Schottland und Irland erzählt wird.

Claus Störtebeker. S. 29.

Ignaz Hub hat in seine ausgezeichnete Balladensammlung „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter" (3. Aufl., Karlsruhe 1853) meine Bearbeitung der Störtebekersage, die zuerst im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" erschien, aufgenommen und zu ihrem bessern Verständniß folgende Anmerkung hinzugefügt: „Die Vitalienbrüder (in der Mundart des gemeinen Mannes Vitalien, wie die Engländer ihr „victuals" vittels aussprechen), ein Haufe von Abenteurern, hatten während des Kriegs der Hansestädte mit den nordischen Reichen, zu Ende des 14. Jahrhunderts, die Zufuhr von Lebensmitteln für die deutsche Kriegspartei besorgt. Nach dem Frieden trieben sie sich als Seeräuber und Feinde beider Theile auf den Meeren umher, und besonders waren es ihre beiden Hauptleute Claus Störtebeker (Sturzbecher) und Gödeke (Gottfried) Michel, welche die Seefahrer in Schrecken setzten. Der geschichtliche Verlauf des Schicksals von Claus Störtebeker ist ein anderer als der in der obigen Sage fortlebende. Er ward bekanntlich im Jahre 1402 von den hamburger Schiffen, die wider ihn die Elbe hinabgegangen waren, nebst siebzig seiner Gesellen bei Helgoland gefangen, nach Hamburg geführt und hier auf dem Grasbrook enthauptet. In Friesland aber, wo er oft mit seiner Flotille die bereitwilligste Aufnahme und Unterstützung gefunden, hat sich die mitgetheilte Ueberlieferung über ihn gebildet und erhalten." Hub erwähnt dann noch einer nationaldeutschen alten, ursprünglich in niederdeutscher Mundart gedichteten Ballade, die sich hochdeutsch in Canzler's und Meißner's „Quartalschrift für ältere Literatur" (Leipzig 1784) findet, aber von dieser ostfriesischen Sage ganz abweichend ist. In Hamburg ist Störtebeker's Name noch sehr populär, ja was Hamburg an eigentlichen Sagen besitzt, knüpft sich fast nur an den Namen dieses gefürchteten Seeräubers. Die ostfriesische Sage, welche ich meiner Bearbeitung zu Grunde legte,

schien mir deshalb charakteristisch, weil in ihr Störtebeker als Repräsentant jener friesischen Hartnäckigkeit auftritt, welche ihren Kopf auch ohne Kopf noch durchzusetzen weiß.

Der tolle Tambour. S. 58.

Freie und erweiterte Benutzung einer Episode aus Gutzkow's „Wally".

Raoul und Isaure. S. 63.

Die schöne Clemence-Isaure, die Toulousische Sappho genannt, erneuerte bekanntlich im 13. Jahrhundert das Fest, welches im 12. Jahrhundert durch die sieben Troubadours, unter der Benennung der jeux floraux (Blumenspiele) gestiftet worden war.

Von einem Könige, der eine Gans lieb hatte. Irische Sage. S. 99.

Miß Mary Anna Burt aus Bristol, gegenwärtig in Zürich, hat diese Ballade wie auch „Das Todtenfest von Thirlestane", „Die Königin von Ganore", „Claus Störtebeker", „Die Mythe von den Schmetterlingen", die Sage „Ein dummer Teufel" (deren Stoff ich N. Hocker's interessanter Schrift „Das Moselthal von Nancy bis Koblenz" verdanke) und das „Lied vom Palmerston" trefflich ins Englische übersetzt. Diese Uebersetzungen erschienen theils in ihren zugleich mit dankenswerthen biographischen Notizen und Charakteristiken versehenen „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" (2. Aufl., 1854), theils im „Bremer Sonntagsblatt"; die Bearbeitungen dieser irischen Sage und des Balladencyclus „Das Todtenfest von Thirlestane" sind noch Manuscript. Ich wünschte hiermit auf diese Britin, deren ganze Thätigkeit darauf gerichtet ist, der Kenntniß und gerechtern Würdigung deutscher Lyrik und Literatur unter ihren Landsleuten weitere Ausbreitung zu verschaffen, wie namentlich auf ihre „Specimens" aufmerksam gemacht zu haben, und ihr zugleich auch für meine Person an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Frieden mit der Welt. S. 250.

Es überraschte mich nicht wenig und auch nicht unangenehm, in Julius Sturm's „Neuen Gedichten" ganz denselben Gedanken, welcher in diesem Liedchen ausgesprochen ist, in dem Gedichte „Alles ist Euer!" behandelt zu sehen, wenn auch in anderer Form und mit anderer Pointe. Beide Gedichte sind selbstverständlich vollkommen unabhängig voneinander empfangen und geschaffen. Anregungen wie die zu diesem Liedchen scheinen eben mit der Frühlingsluft umherzufliegen und sich bald diesem, bald jenem lyrisch gestimmten Gemüthe gleichzeitig mitzutheilen, wie dies ja auch auf andern Gebieten, z. B. denen der wissenschaftlichen und politischen Ideen, so häufig der Fall ist.

Deutsche Studenten. S. 263.

Der Refrain dieses Liedes beruht auf einer von Peter von Cornelius gegen mich gethanen Aeußerung, daß Künstler und Poeten, so alt sie auch würden, doch niemals aufhören müßten, „Studenten" zu sein.

An Preußen. Eine verlorene Stimme vom März 1850. S. 282.

Den Wiederabdruck dieses Gedichts beanstandete ich anfangs, weil sein Inhalt mir nicht allgemein genug erschien und weil es außerdem an ein patriotisches Project erinnert, dessen Scheitern nur trübe Erinnerungen erwecken kann. Indeß hat gerade dieses Gedicht seiner Zeit viele Freunde gefunden, die es vielleicht nur ungern in dieser Sammlung vermissen würden. Ursprünglich in der „Deutschen Zeitung" veröffentlicht, ging es sofort in die meisten Zeitungen von derselben Richtung über, und wurde mehrfach als fliegendes Blatt nachgedruckt und weiter verbreitet. Auch ist dazu, wie mir ein Freund des Liedes aus Meurs schrieb, eine Melodie gesetzt worden, mit welcher es von Orgelspielern gesungen wurde, bis es das Ministerium für zweckmäßig hielt, das Absingen

politischer Orgellieder und deren Verkauf zu untersagen. In dieser Sammlung erscheint es in etwas verkürzter Gestalt, mit Auslassung derjenigen Stellen, die zu dem Ausgange der deutschen Einheitsbestrebungen in zu schneidendem Contrast stehen und daher wol schwerlich noch Sympathie erwecken möchten.

Ein Hoch dem deutschen Bunde. S. 297.

Die Anregung zu diesem Gedichtchen schöpfte ich aus einer Ansprache, welche Herr Robert Heller bei dem eutiner Weberfeste im Jahre 1853 gehalten hatte. Ich erkenne es als Pflicht, meinem Freunde Heller hiermit sein Miteigenthumsrecht an diesem Liede zu wahren, in das ich seinen hübschen Gedanken nur einsperrte, um ihn nicht verflattern zu lassen.

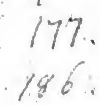
Schiller. Tafellied. S. 308.

Auch gegen den Wiederabdruck dieses Gedichts, wenigstens in seiner vollen ursprünglichen Form, machten sich bei mir Zweifel rege. Je mehr ich nämlich seit Abfassung dieses Tafelliedes die eigentlichen Intentionen Schiller's erkannt zu haben glaube, um so mehr halte ich mich auch davon überzeugt, daß Schiller's Manen damit kein besonderer Dienst geschieht, wenn man seinen Namen zu sehr in die Parteihändel dieser Zeit mischt, oder ihn gar als Haupt auf das Schild einer politischen Partei erheben möchte. Schiller hielt überhaupt von der modernen Menschheit sehr wenig. So schrieb er unterm 4. November 1795 an Herder (vgl. „Aus Herder's Nachlaß", I, 193): „Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken, wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unsers Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurück-

zieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigene Welt formirt und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmuzen würde." Das ist nicht die Sprache eines Parteimannes, der durch seinen Beruf dazu genöthigt ist, sich gerade mit den Elementen und Kräften der Wirklichkeit zu alliiren, so rein oder unrein sie auch sein mögen. Auch liegen genug andere Aeußerungen Schiller's vor, welche beweisen, wie abgeneigt er allem modernen politischen Treiben war. Wenn es aber einzig Pietät gegen Schiller war, welche vielleicht sehr unnöthige Scrupel gegen die Aufnahme des Gedichts in mir entstehen ließ, so enthält es doch vielleicht Ansichten, die, ganz abgesehen davon, was Schiller selbst dazu sagen würde, an sich vielleicht auch heute noch zeitgemäß sind; und deshalb, und weil ich mich nicht dem ungegründeten Verdacht aussetzen möchte, alten Ueberzeugungen untreu' geworden zu sein, habe ich das Gedicht, das ja ohnehin schon durch das Schiller-Album zur Kenntniß des Publicums gelangt ist, der Sammlung einverleibt.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


177.
186.



